

Der Bote aus

Billigstes Wochenblatt

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche

Druck und Verlag von E. Sundt sel. Wwe. in Sattingen.

Bezugspreis: monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).



dem Ruhrtal.

für Stadt und Land.

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund“.

Für die Redaktion verantwortlich: E. Bänker in Sattingen.

Anzeigengebühr: 12 1/2 Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der betr. Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal“ bei der Münch. Lebensversich.-Bank in Nürnberg gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200.—, Bergleute unter Tage mit Mark 100.— versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 8 Tagen direkt bei der Nürnberger Lebensversicherungs-Bank in Nürnberg angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Unkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Die Fahrt durch die Ruhrhäfen.

„Wir sind hier im Mittelpunkt der reichsten und bevölkerlichsten Gegend Deutschlands, reich durch die prächtige Straße des Rheins, die allein ein unvergängliches Glück bedeutet, reich auch durch das Wasser seiner Zuflüsse, die den Betrieb mannigfacher Industrien gestatten, reich durch seine Bergwerksschätze, da die Kohlenlager des Ruhrbeckens auf 129 Milliarden Tonnen geschätzt werden (genug Vorrat für einige Jahrhunderte noch!), reich durch das Schienennetz der Eisenbahnen, die von Düsseldorf aus wie die Fäden eines Spinnwebes über das ganze Land ausstrahlen.“ So leitet Huret seine Betrachtungen über die Rheinprovinz und Westfalen im „Figaro“ ein. „Das Land hat wirklich das Aussehen, als wenn es mit Schornsteinen gepflastert wäre, die Städte — Köln und Düsseldorf ausgenommen — erstrahlen unter dem Rauch, der die Mauern der Häuser schwärzt und diesen Erdenfleck zu einem der düstersten, aber zugleich machtvollsten Schauplätze unserer Kultur gestaltet. Die Vorstellung von jenem sentimentalen und träumerischen Deutschland, wie es uns die Romantiker schilderten, erweckt hier nur ein Lächeln, denn der Ausdruck einer harten und engen Wirklichkeit, einer stiermähigen Arbeitskraft drängt sich im Gegenteil hier schon deutlich auf.“ Huret weist an der Hand statistischer Aufstellungen, die er gesammelt hat, die ungeheure Entwicklung dieser Industriegegend nach. Die beiden Provinzen, die 1890 7 Millionen Einwohner hatten, haben heute 10 Millionen. Die kolossale Vermehrung der Kohlenproduktion allein gibt eine Idee von dem Fortschritt der anderen Industrien, da sie alle davon abhängig sind. Während man 1850 3 200 000 Tonnen Kohle gewann, wurden im Jahre 1905 75 Millionen Tonnen emporgeschleppt. „Und diesen gewaltigen Bergwerken fehlt es an Arbeitern! Ich weiß es aus dem Munde des Herrn Thyssen, des bedeutendsten Großindustriellen und mächtigsten Bergwerksbesitzers des Ruhrbeckens, daß er, wenn er morgen noch 2000 Arbeiter mehr hätte, sie vollauf würde beschäftigen können.“

Die Ziffern, die die Höhe der Ausfuhr, die Vermehrung der Fabriken und Hochöfen, die Zahl der beschäftigten Arbeiter angeben, entlocken ihm immer neue Ausrufe des Staunens und der Bewunderung. Er konstatiert auch die ungeheure Zunahme der Bierbrauereien, die 1884 in den beiden Provinzen 4 Millionen Hektoliter, heute 13 Millionen Hektoliter Bier produzieren, und meint, dieser Bierkonsum sei ein Glück für Deutschland. Er ist es, der das Volk schwerfällig, dick und schläfrig macht. An-

gesichts der ungeheuren Fortschritte, die in den 30 Jahren von diesen unseren für schlafmüdig gehaltenen Nachbarn vollbracht worden sind, muß man sich voll Schrecken fragen, was sie geleistet haben würden, wenn sie nüchtern gewesen wären!“ „Wenn wir nicht soviel Bier trinken würden“, sagte mir eines Tages ein Deutscher, „dann würden wir schon lange eine Republik sein.“ Huret hat mit Fritz Thyssen, dem Sohn des bekannten Großindustriellen, eine Fahrt durch die beiden großen Häfen gemacht, die an der Einmündung der Ruhr in den Rhein, bei den Städten Ruhrort und Duisburg, liegen, und entwirft davon ein höchst lebendiges Bild. „Unser kleines Petroleumboot gleitet leise zwischen den Kais dahin, die mit Kranen bedeckt sind, und an denen Hunderte von Schiffen der verschiedensten Form vor Anker liegen. Da sind Dampfer mit vielfarbigen Schornsteinen und vor allem flache Boote, deren Wände grün, rot, weiß und blau angestrichen sind. Man lädt Kohlen und Eisen ein, läßt Korn aus, ohne ein anderes Geräusch als das Pfeifen eines Schleppdampfers, der daherkommt. Das friedliche Wasser scheint unter einer leichten Dede von Kohlenstaub zu schlafen, der über den spielenden Wellen eine schwärzliche Schicht bildet, vermischt mit Heu und Strohhalmen, mit Papier und anderem Unrat. Die Riesennetze der Krane reihen sich kilometerweit aneinander; man möchte sie mit ihren über das Wasser herabhängenden Ketten für eine gigantische Schar von Fischern halten, die, in Reih und Glied aufragend, ihre ungeheuer großen Hebewerzeuge in die Flut hineintauchen und wieder herausziehen, um irgendwelche phantastische Tiere der Vorzeit zu fangen. Wie ein offenes, gefräßiges Maul senkt der Kran seine Klammern auf einen Haufen von Kohlen herab; ein Griff des Mechanikers schließt die Kinnladen dieses gewaltigen Werkzeuges, das fünf Tonnen emporhebt und sie auf das Schiff hinüberführt. Wenige Arbeiter. Ein einziger Arbeiter im Hintergrunde des Transportschiffes genügt, um die Verladung zu besorgen. Ein anderes System des Verladens verwendet Waggons, die auf den Kais bis vor einen Trichter von der Größe des Waggons geführt werden, dessen Ende den Boden des Lastschiffes berührt. Die Seitenwände klappen dann automatisch auseinander, der Wagen kippt um und schleudert die ganze Kohle, die er enthielt, in den Trichter; eine Wolke schwarzen Staubes erhebt sich zugleich mit dem donnernden Gepolter der herabrollenden Kohle, ein anderer Waggon rückt sofort vor, und so geht es ohne Unterbrechung weiter. 1600 bis 2000 Waggons werden täglich so auf den Kais des Ruhrhafens verladen.

Unser Schiff setzt seine Fahrt fort. Ein Wald schlän-

ker Masten, ein Netz von Tauwerk, steigt empor und zeichnet wirre Linien in die graue Luft. Alle diese geteerten oder bunt bemalten Pinassen, so nett und sauber trotz des schwarzen Rauchs und Staubes, kommen aus Belgien und Holland. Kinder spielen auf dem Deck, Frauen waschen. Man glaubt auf einem gewaltigen Volksplatz zu sein, dessen Bäume die Masten wären. Durch einen engen Kanal gelangen wir in einen neuen Hafen. Dieselbe Ruhe, dieselbe Gleichmäßigkeit und Intensität der Arbeit. Plötzlich wird die Strömung stärker, das Schiff beginnt zu stampfen, wir kommen nun in den Rhein. Die allmähliche Entwicklung dieses größten flusshafens Europas aus kleinen Anfängen zu seiner ungeheuren Bedeutung ist ein Werk geduldiger und methodischer Arbeit, vielleicht einzigartig in der Welt, — und man fragt sich, wo wohl diese Arbeit Halt machen wird. Überall fühlt man Leben, das neu geschaffen wird und sich erweitert. Lagerhäuser sind im Entstehen, Bahnhöfe und Schienenwege, Brücken und neue Bassins. Wo wird das enden? An Weiden und einer stilleren Landschaft des Ufers geht die Fahrt vorbei, aber bald werden auch diese Ebenen, wo noch friedlich die Röhre grasen, bedeckt sein mit hohen Schornsteinen und Hochöfen, denn Kohle, sagt man, findet sich hier in ungeheurer Menge. Von ferne scheinen der Hafen und die Fabriken den Fluß abzusperrten. Unzählige rauchende Obelisken steigen gegen den Himmel empor wie die Säulen eines ungeheuren brennenden Tempels. Eine gewaltige Brücke, die sich über den Rhein wölbt, bildet den Vordergrund dieses grandiosen Gemäldes. Zwei Seitenpfeiler, angelehnt an die Ufer des Flusses, streben zu einer Verbindung durch den Hauptbogen, dessen Kurve noch in der Mitte unterbrochen ist, da die Brücke noch nicht vollendet. Diese beiden Arme öffnen sich wie ein Tor gegen das Ruhrbecken und seine Reichtümer.“

Wie sieht's aus in der Welt?

Nachgerade kommt auch das politische Leben, das sich vor den mancherlei Haus- und wirtschaftlichen Angelegenheiten etwas hatte zur Seite drücken müssen, wieder zu seinem Recht. Freilich handelt es sich noch immer mehr um das, was sein möchte und sein könnte, als um wirkliche Tatsachen; aber das ist ja nun einmal das Charakteristische für den Deutschen, daß er sich um politische Zukunftsmöglichkeiten mehr graue Haare wachsen läßt, wie irgend eine andere Nation. Auf dem in Mannheim in Baden veranlaßten gewöhnlichen diesjährigen sozialdemokratischen Parteitage ist mit der Zukunfts-Möglichkeit eines politischen Massenstreiks in Deutschland geredet, und eine lange Debatte ist darüber entstanden, in welcher der Abg. Bebel die führende Rolle spielte. Er hat Wasser in den Wein seiner überhäufenden Phantasie getan, und das mit Recht! Denn ebenso wie der

Der Treue Lohn.

Original-Novelle von Th. Schmitz.

(Fortsetzung.)

Nora war zufrieden mit ihrer Stellung, denn die Frau des Hauses, eine Deutsche — die Janna erzählte, sie sei früher eine Fabrikarbeiterin gewesen — sah in dem jungen Mädchen eine ihr an Geist und Bildung weit überlegene Dame, der gegenüber sie sich scheute, mit ihrem Reichtum zu prunken und hochmütig auf sie herabzusehen, wie sie das sonst bei anderen Personen oft tat. Da Nora andererseits gewissenhaft in der Erfüllung ihrer Pflichten war, nie ihre geistige Überlegenheit der Frau des Hauses fühlen ließ und auf die ihr anvertraute Tochter, welche bislang eine sehr mangelhafte geistige Erziehung genossen hatte, den günstigsten Einfluß ausübte, so wars natürlich, daß Mistres Carper Nora bald mit einer Vertraulichkeit begegnete, die sich namentlich ihre letzte Vorgängerin, eine schnippische Französin, niemals zu erfreuen gehabt hatte. Vor allem schätzte Mistres Carper an der neuen Gesellschafterin und Erzieherin die außergewöhnliche Fähigkeit, auf das Gemüt ihrer Tochter in jeder Hinsicht veredelnd einzuwirken, denn Heddy besaß alle jene unweiblichen Angewohnheiten und Manieren, welche uns das weibliche Geschlecht im Lande des Dollars so überaus unympathisch erscheinen lassen. Heddy rauchte wie ein Mann, jagte auf ihrem Ponny wie unsinnig in City Park umher, schloß nach der Scheide und war für die Domestiken der Schrecken des Hauses. Alles dieses hatte sich geändert, sobald Nora ihre Ausbildung übernahm. Sie verstand es, den Sinn des jungen Mädchens auf herz- und gemütbildende Lektüre zu lenken, und sie auch für häusliche Dinge zu interessieren und ihr endlich begreiflich zu machen, welchen entwürdigenden Mei-

gungen sie fröhne. Dabei wußte sie ihr auch geschickt die Ueberzeugung beizubringen, wie beschämend, unwillkürlich sie sei. Freundschaft aber bestimmt hatte sie das wilde Geschöpf zum strikten Innehalten der täglichen Lehr- und Übungsfunden angehalten und es dann auch endlich dahingebend, daß Heddy sich an Ordnung und Regelmäßigkeit allmählich gewöhnte. Allerdings hatte Nora in der Mutter Heddys einen schätzbaren Bundesgenossen, sah diese doch sofort, daß Nora von ganz anderer Art war, als ihre Vorgängerinnen und daß deren Strenge nur heilsam für die verwilderte Tochter sein würde. — Darüber waren bereits sechs Monate vergangen. Die Sehnsucht nach den Lieben in der Heimat hatte Nora zwar keinen Tag verlassen, trotzdem sie Reichtum und Wohlleben umgab, da sie aber ein Gehalt bezog, höher als der Vater daheim, so kämpfte sie mutig das sie oft beschleichende Heimweh nieder. Alles, was sie verdiente, sollte ja den Jhrigen zugute kommen, da mußte das mahnende Sehnsuchtsgefühl schweigen. Nur ein Umstand bedrückte sie schmerzhaft, daß nämlich von dem Geliebten immer noch kein Lebenszeichen in die Heimat gedungen war. Wie oft hatte sie in amerikanischen Zeitungen und Adressbüchern nach seinem Namen geforscht, da er ihr beim Abschiede sagte, daß er sich nach New York begeben wolle, aber sie fand den teuren Namen nirgends. War er wirklich für immer verschwollen? —

Außer Heddy besaß die Familie noch einen erwachsenen Sohn, welcher vor einigen Monaten krank und siech aus St. Louis, wo er in einem Banthause beschäftigt war, zurückkehrte. Ueber diesen hoffnungsvollen Jüngling, der, kaum 24 Jahre alt, schon ein Vermögen durchgebracht hatte, wovon in Deutschland zwei Familien anständig hätten leben können, fand heute zwischen Mister und Mistres Carper eine lebhaft Auseinandersetzung statt.

Mr. Carper, ein kleiner, bider Mann mit rötlichem Badenbart und breitem gewöhnlichem Munde, dessen Umgebung wie auch das Innere, glattrasiert war, lag in einem Schaukelstuhl und studierte das Börsenblatt; er schien wenig darauf zu achten, daß seine torpente aber immer noch stattliche Frau ihm ernstliche Vorwürfe darüber machte, wie wenig ihn das Wohl und Wehe seines Sohnes kümmere.

Ueber ihres Mannes Schweigen erbost, faßte die Frau ihn endlich an die Schulter und meinte erregt: „Und ich sage Dir nochmals, Henry, gehst der Junge wieder fort von Haus, so siehst Du ihn lebend nicht wieder.“ „No!“ ließ sich jetzt Mr. Carper in grunzendem Ton vernehmen, „was Du ängstlich bist. Wer jung ist, muß sich die Hörner abstoßen.“

„Das sind Redensarten, der Junge ist körperlich herunter, und daran ist Deine Nachsicht, Deine Gleichgültigkeit gegen seine Fehler Schuld. Er sowohl wie Heddy steden sich immer hinter Dich, wenn Sie Geld gebrauchen, um ihren Reizungen nachgehen zu können. Du hast nie danach gesehen, ob sie was lernten, ob sie sich so auführten, wie es Kindern von anständigen Leuten geziemt. Ich danke, Heddys wegen, dem Schöpfer, daß er mir dies brave deutsche Mädchen ins Haus schickte, das es verstand, dies wilde Kind zu bändigen. Aber nicht allein Heddy ist eine andere geworden, auch Charles steht unter dem Zauberbanne, der von dem Mädchen ausgeht. Und wenn Du nicht immer die Nase in den Kurszettel steden hättest, so müßtest Du längst bemerken, daß der Junge in ihrer Gegenwart sich bemüht, sich von der besten Seite zu zeigen.“

„No, da ist's das Beste, er heiratet das Mädchen,“ sagte Mr. Carper gähnend.

Die Frau des Hauses fuhr ärgerlich auf.

von Herrn Bebel schon vor Jahren angekündigte „große Arbeiterbewegung“ ausgebrochen ist bis heute, ebenso wird auch der politische Massenstreik ausbleiben, und erst nach der Rückkehr von bestehenden Volksfreiheiten, die auch als Möglichkeit bezeichnet worden ist. Was ist seit dem Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II. nicht schon alles prophezeit worden! Die ganze Lebenshaltung in Deutschland ist eine andere geworden; überall ist zu erkennen, daß das Geld rollt. Wir haben große Militär- und Marine-Ausgaben, aber weder Kriegsminister, noch Admiralitätschef können Kanonen gießen und Schiffe bauen, der Arbeiter ist es, dem schließlich die Hauptsumme der Ausgaben in die Taschen fließt. In dem ganzen Ton der sozialdemokratischen Parteitagsreden kam auch bei aller zeitweisen Schärfe doch zum Ausdruck, daß die Redner sich keineswegs freuzunglücklich fühlen, daß wir in Deutschland also bei weitem nicht in der schlechtesten aller Welten leben.

Wir wollen auch in der hohen Politik auf praktische Entwicklung halten; das ist angebracht bei der jetzt bevorstehenden Lösung der Braunschweiger Thronfolgefrage, zu welcher der Reichstagsler nach dem Wunsche der braunschweigischen Volksvertretung einen Ausgleich zwischen der Krone Preussens und dem Herzog von Cumberland herbeiführen soll. Da, man sollte meinen, nachdem der letztere, der Sohn des Königs Georg von Hannover, diverse Jahrzehnte am Schloßwintertal sich befunden hat, darin bestärkt von den geachteten, wenig deutschfeindlichen Verwandten seines Hauses, ist mit theoretischen Abmachungen auch nicht viel getan. Will der Herzog von Cumberland Herzog von Braunschweig werden, muß er künftige, praktische Zukunfts-Garantien geben; das heutige Deutsche Reich hat keinen Anlaß, auf seinem Grund und Boden sich eine Werkstätte für Ränkepiele etablieren zu lassen. Daß an Kurlandhöfen manches passieren kann, beweist die bekannte, gegen den Fürsten Bismarck gerichtete Dokumenten-Fälschung aus den achtziger Jahren, die in Kopenhagen ihren Ursprung hatte, und wo auch dem russischen Zaren Alexander III. jene Fälschungen in die Hände gespielt wurden. Unser Kaiser dürfte demnächst seinen Aufenthalt in

dem weitestern ostpreussischen Jagd-Revier abkühlen; er hat dort wenigstens die günstige Witterungssede abkühlen, denn während im übrigen Deutschland der junge Herbst sich recht unwirsch geltend machte, war dort oben ziemlich angenehmer Herbstbeginn.

Die preussische Regierung geht gegen die auffässigen Polen ohne Anwendung von Gewalt, aber sehr entschieden vor. In Butin und Scharnau haben die Regierungskommissare die Anstellung neuer Lehrer auf Kosten der Gemeinden angekündigt, da eine Teilung der folgamen und rebellierenden Kinder vorgenommen werden müsse. Die beiden Gemeinden Butin und Scharnau sollen für 3400 bzw. für 8000 Mark aufkommen. Die Polen wollen dagegen protestieren, zum Teil unter Berufung auf gar nicht anwendbare Bestimmungen. Die Regierung ist jedenfalls entschlossen, die Sache mit allen gesetzlichen Mitteln zum Austrag zu bringen.

In Rußland ist keine Befestigung der inneren Verhältnisse zu verspüren, zumal auch die in verschiedenen Gouvernements ausgebrochene Hungersnot sich immer weiter ausbreitet, und die lange Abwesenheit des Zaren wird unliebsam empfunden. Die wiederholten Attentatsversuche, denen Kaiser Nikolaus mitunter nur mit knapper Not entging, z. B. beim Karätschen-Attentat am Tage der Kaiserin Wilhelms in Petersburg am Dreikönigstage 1905, haben die begriffliche Nervosität des Zaren bedeutend gesteigert, und es ist leicht gesagt, aber schwer getan, wenn von ihm verlangt wird, neuen Unfalls-Möglichkeiten energisch die Stirn zu bieten, aber zu leugnen ist es nicht, daß die lange Abwesenheit des Selbstherrschers vom Volke außerordentlich ungünstig gewirkt. Die Unruhe aus Anlaß der Hungersnot zeigen die Bevölkerung entsehrlich verwirrt, und wenn erst in den nächsten Wochen der angekündigte tätliche Widerstand gegen die Rekruten-Einziehung beginnt, wird man noch weit Vergeres erleben. Es steht recht böse mit Rußland!

Die Zustände in der serbischen Armee sollen nach einer Mitteilung des pensionierten Divisionsgenerals Sveschikoff an einen Mitarbeiter des „Pravda“ so faul sein, daß die höheren Kommandanten nicht mehr im Dienste bleiben

könnten. Den Soldaten fehle eine anständige Kleidung, den Pferden genügendes Futter. Dabei sei der Kriegsmünister Babits zu unfähig, um die Zustände zu bessern. Er stehe unter dem Einflusse der Verschwörer, da in Virov Briele aufgefunden worden seien, wonach für den 15. Oktober demonstrative Massenaustritte der Offiziere aus der Armee geplant seien. Daß es in der serbischen Armee gegenwärtig etwas bunt zugeht, erscheint allerdings glaubhaft.

Die Spannung zwischen Bulgarien und der Türkei hat sich wiederum um ein Beträchtliches erweitert. Im Jüdis fand ein außerordentlicher türkischer Ministerrat statt, der sich angeblich mit der Haltung Bulgariens beschäftigte. Es verlautet, daß an der bulgarischen Grenze ernste Zwischenfälle vorgekommen seien, bei denen mehrere Bataillone beteiligt gewesen seien. Es sind 5 Schnellfeuergegeschütze, 384 Pferde und 16 Waggons Munition nach Adrianopel abgegangen.

Der türkisch-ägyptische Grenzkonflikt ist endgültig erledigt. Da der Sultan den englisch-ägyptischen Forderungen nachgegeben hat und die Grenze der Salbinafel Sinai endgültig abgeteilt ist, werden die türkischen Grenzkommissare zurückkehren.

Seitens der Vereinigten Staaten ist nunmehr tatsächlich die Einsetzung einer provisorischen Regierung in Kuba erfolgt. Im Amtsblatt von Havana erläßt Kriegsefretär Taft eine Bekanntmachung, daß er einstweilen die Regierung übernommen habe, bis eine ständige Regierung eingesetzt sei. Präsident Roosevelt hat die sofortige Entsendung von 6000 Mann nach Kuba angeordnet.

Lokales.

Die neue elektrische Straßenbahnstrecke **Dan- genberg (Rheinland) - Gattungen** geht mit Riesenschritten ihrer Vollendung entgegen. — Die alte Strecke **Herne - Bochum - Gattungen**, welche bekanntlich am Postamt in der Bahnhofstraße in Gattungen endet, hatte im letzten Geschäftsjahre wieder den größten Personenverkehr unter allen, von der Bochum-Gesellschaft betriebenen Straßenbahnstrecken (Stemens u. Halske) betriebenen Strecken.

Auf eine Eingabe des deutschen Vereins abstinenter Lehrerinnen hat der Oberpräsident der Rheinprovinz die königlichen Regierungen ersucht, den von Lehrern und Lehrerinnen zwecks Teilnahme am 4. deutschen Abstinenzentage in Elberfeld vom 5.-7. Oktober ds. Js. gestellten Anträgen auf Beurlaubung, soweit dies im dienstlichen Interesse angängig ist, Folge zu geben.

Vor zwei Jahren dauerte die Hundesperre für den **Kreis Gattungen** 9 Monate, in diesem Jahre sind wir mit 6 Monaten davon gekommen, aber nicht alle Gemeinden; für die Orte Linden und Dahlhausen ist die Sperre mit Genehmigung des Ministers für Landwirtschaft vom 1. Oktober bis zum 1. November d. Js. verlängert worden.

Auf der internationalen Mailänder Ausstellung wurden die Erzeugnisse der Bochum-Lindener Zündwaren- und Wetterlampen-Fabrik C. Koch in **Linden** a. d. Ruhr mit der goldenen Medaille prämiert.

Dem stud. phil. Felix Beuns zu Bommerholz ist auf Widerruf die Erlaubnis erteilt, im Regierungsbezirk Arnsberg als **Hauslehrer** tätig zu sein.

Das **Gustafswerk Witten** wird in den beiden nächsten Jahren baulich bedeutend erweitert. Zu dem bereits in Angriff genommenen Bau eines Walzwerkes kommt der Bau eines Schmiedewerks. Das Baugelände kaufte das Werk von der Stadt.

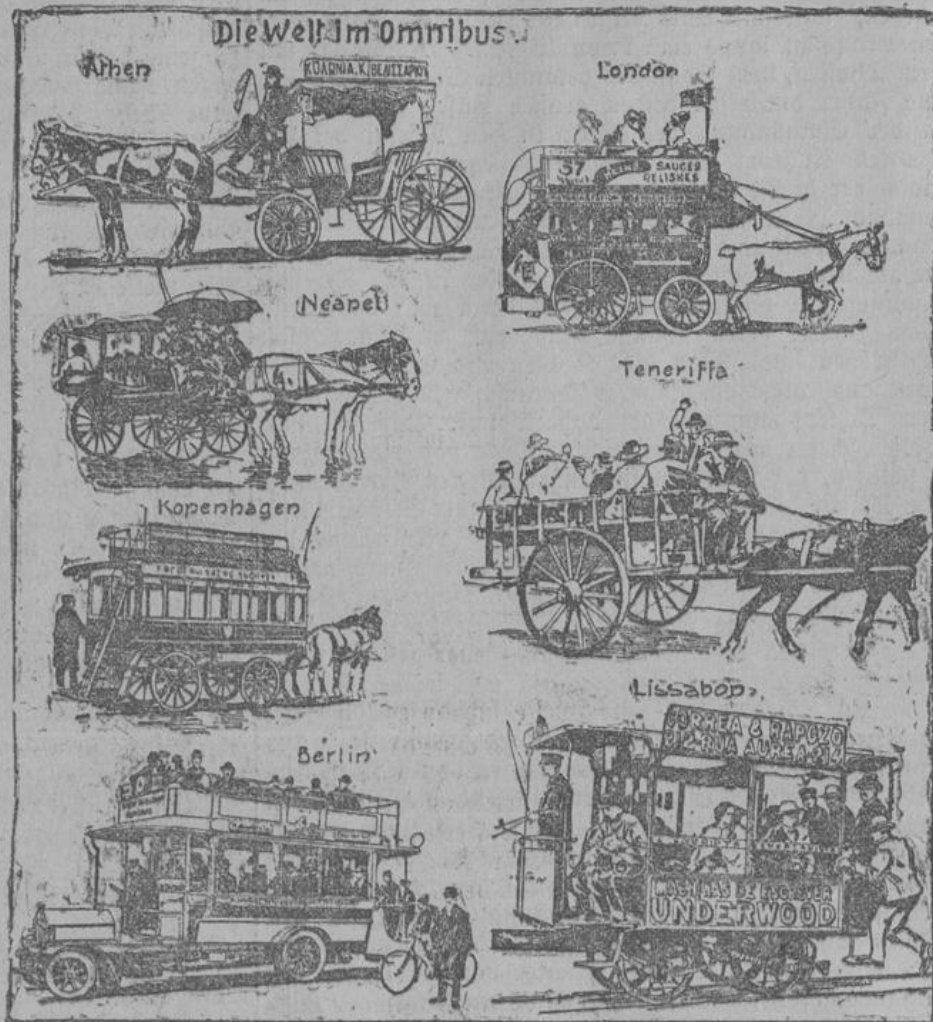
Einen unangebrachten Scherz erlaubte sich der Schmied Sch. aus **Gevelsberg** mit dem in Milspe wohnenden Schmiedegesellen F., indem er dem letzteren, welcher betrunken war, mit einer Schere den Schnurrbart abschnitt. Der so gegen seinen Willen seiner Manneszierde beraubte F. hat die Sache zur Anzeige gebracht, so daß die Sache noch ein gerichtliches Nachspiel haben wird.

Unter dem Verdacht der Brandstiftung wurde am Samstag eine Frau M. vom Kreuzweg bei **Gevelsberg** verhaftet und dem Amtsgericht in Schwelm zugeführt.

Der Bau der neuen Kirche in **Wetter** geht seiner Vollendung entgegen. Der Tag der Einweihung ist noch nicht festgelegt, dürfte aber in die erste Hälfte des Dezember fallen. Wie jetzt feststeht, ist der Kostenvoranschlag um 80 000 Mark überschritten worden. Um alle Ausgaben decken zu können, beschloß das Presbyterium in seiner letzten Sitzung die Aufnahme einer zweiten Anleihe von 50 000 Mark.

Die Welt im Omnibus.

Wenn der Beschauer unserer heutigen Bilderzusammenstellung auch nur flüchtig seinen Blick über die einzelnen Typen unseres Omnibusbildes geleitet, so kann er nicht umhin, die kolossalen Fortschritte anzuerkennen, welche in Europa und speziell in Deutschland in den letzten Jahren im Omnibusbau gemacht sind. Von dem primitiven Einspänner, der auf Teneriffa schon mehr einem Karren gleich der Passagierbeförderung dient, bis zu dem eleganten Automobil, das jetzt die Berliner Straßen durchheult, ist ein gewaltiger Schritt. Interessant ist an unserem Bild, daß es unseren Lesern gleichsam als ein Wegweiser für die Kulturfortschritte der Menschheit dienen kann. Auch der griechische Omnibus ist kein besonders vertrauensverweckendes Instrument, eher könnte man sich schon mit dem portugiesischen Omnibus befreunden, der nach Art seines unläugst dahin geschiedenen großen Hamburger Bruders auf Schienen läuft, diesen Weg aber nach Belieben verlassen kann. Stark lässlich mutet uns auch der verwandte Omnibus aus Florenz an, er zeigt uns gleich sein unfreundliches Aussehen, das er nämlich nur bei Regenwetter hat. Damit verlassen wir das Zeitalter des Primitiven und gelangen über London und Kopenhagen nach Berlin. Der Londoner Omnibus ist typisch geworden und hat fast ein Jahrhundert lang das Feld und die zivilisierte Welt beherrscht. Er führt in London, Paris und Wien noch heute unbeschränkt das Regiment und unterscheidet sich von seinen Stammesgenossen in Wien nur durch sein mit Reklamen bestreutes Äußeres, während dem Wetter in Paris die französische Luft so gut bekommen ist, daß er zur Fettleibigkeit neigt und oftmals noch durch ein drittes Räderpaar gestützt werden muß. In Berlin und



Kopenhagen sind die Typen des alten mit Pferden betriebenen Omnibus einander wieder ähnlich, nur ist der dänische Better etwas länger geraten, wie das ja übrigens bei den Skandinavien gewöhnlich der Fall ist. Der Autoomnibus herrscht in Berlin zur Zeit noch nicht unbeschränkt, noch sind die meisten Linien für den Pferdebetrieb eingerichtet, aber in etwa einem halben Jahre werden schon zwölf Autoomnibusse im Betrieb sein und dann hat das letzte Stündchen des „Pferdeomnibus“ geschlagen.

„Man rühmt Deine Schlaueit als Geschäftsmann und Spekulant, in allen anderen Dingen bist Du aber entsehrlich beschränkt. Meinst Du denn, daß Dein entnervter Sohn diesem jungen Mädchen auch nur im geringsten importiert?“

„No, so tuts die Million Dollar, die er bei der Hochzeit bekommt,“ meinte Mr. Carper, eifrig weiter lesend.

„Du irrst Dich, ein wohlherzogenes deutsches Mädchen beansprucht einen Mann, zu dem sie mit Stolz hinauf sehen kann.“

„Das soll wohl eine Schmeichelei für mich sein,“ grinzte Mr. Carper hinter seiner Zeitung.

„Das kannst Du halten wie es Dich beliebt; als wir uns heirateten, besaßen wir beide nichts und ich achte in Dir den fleißigen Handwerker.“

„Well — was meinst Du denn, was mit dem Jungen geschehen soll? Ich habe ihm gesagt, daß er nächste Woche wieder nach St. Louis zurückkehren soll. Bist Du damit nicht einverstanden?“

„Nein, unter keiner Bedingung, umsomehr nicht, als er gar keine Neigung zeigt, wieder in das alte Luderleben zurückzukehren. Ich müßte mich sehr irren, wenn es ihm Fräulein Röder nicht angetan hat. Er geht fast garnicht aus und wenn Heddy Gefangstunde hat und das Fräulein ihre heimatischen Lieber mit ihr einübt, dann lauscht er andächtig ihrem herrlichen Gesang.“

„No, denn macht was ihr wollt. Ich muß zur Börse,“ sagte Mr. Carper, erhob sich schwerfällig von seinem Stuhl und klingelte nach dem Bedienten.

In diesem Augenblicke kam Heddy atemlos herein gestürzt und fragte nach Fräulein Röder, und als Frau Carper ihr antwortete, jene sei auf ihr Zimmer gegangen, da sie vorhin einen dicken Brief aus der Heimat erhalten

habe, eilte Heddy wieder hinaus, um ihre Gouvernante in ihrem Zimmer aufzusuchen.

Nora sah gerade am Schreibtische und betrachtete mit einer Miene freudiger Wehmüt eine Photographie, welche alle ihre Lieben daheim darstellte, als Heddy hastig ins Zimmer trat.

„Ich kann Ihnen 'was Interessantes erzählen, Fräulein, ich habe 'was erlebt,“ begann Heddy, sich atemlos in eine elegante Chaiselongue werfend. „Denken Sie, als ich vorhin am Hafen-Quai entlang ging, lief gerade ein Passagierdampfer ein. Man ließ die Verbindungsbrücke nieder, worauf die Passagiere, unter denen gewiß viele von Verwandten und Freunden am Ufer mit lauten Rufen und Tücherflawen begrüßt wurden, ungestüm ans Ufer drängten, trotz der Warnung des Kapitäns, der oben von der Kommandobrücke dem Drängen auf der schmalen Brücke nicht ohne Besorgnis zusah. Ich hatte nur Augen für diesen Mann. O Fräulein, war das ein Mann, sehen Sie, so groß!“ Heddy sprang mit komischer Geberde in die Höhe, hob sich auf die Fußspitzen und streckte die rechte Hand in die Höhe. „O und schön war der Mann, Fräulein, einen schöneren habe ich noch nie gesehen. Es war ein Deutscher, und hätte ich ihn nicht an der Sprache als solchen erkannt, so hätten mir seine schönen blauen Augen, die so sinnend ernst blickten, und sein weiches blondes Haar schon den Deutschen verraten. O und der Wuchs, wunderbar schön, sage ich Ihnen, Fräulein! Schlanke, biegsam wie 'ne Tanne und dabei doch so kraftvoll und breit in den Schultern — ach ich werde diese Figur und dies schöne männliche Gesicht nie vergessen!“

Nora hatte die Photographie hingelegt und sich lächelnd nach ihrer erregten Schülerin umgedreht. „Das muß ja ein wahrer Adonis sein, den Sie da schildern,

Wissen, aber solche Männer giebt's viele in Deutschland,“ bemerkte Nora.

„Wirklich, o dann kann ich mir auch erklären, weshalb die deutschen Mädchen so treu an ihren Geliebten hängen. Aber weiter, die Hauptsache kommt noch. Ich stand ganz in dem Anblick dieses schönen Mannes verfunken, als plötzlich ein hundertstimmiges Angstgeschrei ertönte. Ein Kind war von der Brücke ins Wasser gestürzt, ein Kind reicher Eltern, denn der entsehrte auf der Brücke stehende Vater, der die Mutter des Knaben ohnmächtig in den Armen hielt, rief in die erschreckte Menge, daß er sein halbes Vermögen demjenigen gäbe, der seinen Sohn rette. Der Kleine war im Wasser verschwunden und alles starrte schredensbleich in die Tiefe. Da plötzlich tauchte sein Kopf in der Höhe der Kommandobrücke auf und in demselben Augenblicke sauste eine menschliche Gestalt durch die Luft ins hochaufspritzende Wasser. Es war der Kapitän, der den furchtbaren Sprung von der Brücke ins Wasser gewagt, um den Kleinen, der inzwischen wieder in die Tiefe gesunken war, zu retten. Aber auch er blieb eine Weile verschwunden, dann tauchte er plötzlich mit dem Knaben an der Oberfläche auf und ein tausendstimmiges Bravo brauste von der Menge durch die Luft. Mit der einen Hand sich rudernd über Wasser haltend, mit der andern den Knaben emporstreichend, schwamm der wadere Mann an den nächsten Unterpfehl und hielt an demselben so lange fest, bis ihm ein Boot zu Hilfe kam. Schon in der nächsten Minute legte er den Knaben, welcher lebte und heftig Wasser spudte, in die Arme seiner Freudestränen vergießenden Mutter, und mit den Worten: „In der Folge halten Sie Ihren Liebling an der Hand fest, Mistres,“ wollte er sich auf sein Schiff zurückziehen. Da drängte sich schnell der überglückliche Vater an den stätlichen Mann heran und drückte ihm sein von

Knappschaftswesen und Arbeiterversicherung.

(Unter dieser Rubrik werden alle uns aus dem Leserkreise zugehenden Anfragen, soweit sie bergmännische Angelegenheiten und Angelegenheiten der allgemeinen Arbeiterversicherung betreffen, prompt und zuverlässig beantwortet. — Nachdruck, auch im Auszuge verboten.)

Der ortsübliche Tagelohn.

Unter der Chiffre R. T. 1000. Bochum wird eine Auskunft darüber verlangt, unter welchen Verhältnissen eine anderweitige Festsetzung des ortsüblichen Tagelohnes zu erfolgen hat.

Die Ausführungsanweisung zum Krankenversicherungsge-
setz schreibt vor, daß die Festsetzung des ortsüblichen Tage-
lohns, die bekanntlich durch den Regierungspräsidenten zu er-
folgen hat, von Zeit zu Zeit, namentlich bei Eintritt er-
heblicher Veränderungen der Lohnsätze, jedenfalls aber von
zehn zu zehn Jahren zu revidieren ist. Weiter befragt die An-
weisung: Werden Gemeinden oder Teile einer Gemeinde mit
einer anderen Gemeinde vereinigt und besteht
in den beteiligten Gemeinden eine verschiedene Festset-
zung des ortsüblichen Tagelohns gewöhnlicher Tagelöhner,
so hat der Regierungspräsident nach erfolgter Vereinigung
die Höhe des ortsüblichen Tagelohns für den ganzen Umfang
des neuen Gemeindebezirks neu festzusetzen. Der durchschnitt-
liche Tagelohn derjenigen Klassen von Personen, welche in
Orts-, Betriebs-, Bau- oder Innungsfran-
kenkassen versichert sind oder versichert werden sollen, ist
bei Einreichung und Prüfung der Statuten die-
ser Klassen jedesmal besonders anzugeben und vom Regierungs-
präsidenten festzusetzen; die Revision findet wie bei dem orts-
üblichen Tagelohn gewöhnlicher Tagelöhner statt.

Das Versicherungswesen des Invalidenrent-
ners.

Abonnet Karl G. in Gänigfeld fragt: Meinem
früheren Arbeitskollegen B. ist nach längerer Krankheit eine
reichsgehehlige Invalidenrente zuerkannt worden. In der Un-
terhaltung darüber ist im Kollegenkreise die Frage aufge-
taucht, ob B. berechtigt ist, weiter zu leben, um sich so für
später die Altersrente zu sichern. Da die Frage uns alle sehr
interessiert, bitten wir um einen Bescheid im Briefkasten.

Wenn eine Invalidenrente bewilligt ist, der Schei-
det mit der rechtskräftigen Zuerkennung der-
selben ohne weiteres aus der Versicherung und
war auch aus der Altersversicherung aus. Auch
die im Paragraph 14 Abs. 3 des Invalidenversicherungs-
gesetzes vorgesehene „Weiterversicherung“ ist ihm nicht gestattet.
Fällt die Rente später hinweg, was bei Wiedererlangung der
Erwerbsfähigkeit ja denkbar ist, so kann die Versicherung wie-
der eintreten. Das Ruhen oder tatsächlicher Nichtbezug fin-
dern übrigens den Ausschluß von der Versicherung nicht.

Sch., Dahlhausen. Um sicher zu gehen, ist eine An-
frage bei der zuständigen Behörde notwendig. Bitte also
noch einige Tage zu warten.

F. R. in E. Die Festsetzung einer Ordnungsstrafe ist
nach dem Wortlaut der Satzungen nicht zulässig, wenn die
Krankenvorschriften an solchen Tagen übertreten worden sind,
für welche Krankengeld nicht gezahlt wird.

Georg 300. Die Rente beträgt 180 Mk. Kinderge-
ld wird im vorliegenden Falle nicht bezahlt.

Leser in S. Die Beiträge für Geleuchte sind abzugs-
fähig.

Einschreibung. Die Termine finden vierteljährlich
statt.

„Halt den Mund!“

Es gibt Eltern, die nicht bloß den Kindern auf der
Anlagebank, sondern auch im gewöhnlichen Verkehr fort-
während das „Halt den Mund“ zurufen. Andere wieder
lassen die „lieben süßen Kinder“ fort und fort in die Ge-
spräche der Erwachsenen hineinplappern. Da findet man
nun bei den einen redseligen, altkluge Kinder, deren Zunge
keinen Augenblick still steht und die sogar den Besuchern
ihrer Eltern rücksichtslos in die Rede fallen, um ihre kin-
dischen Einfälle an den Mann zu bringen, und in der
anderen Familie trifft man Kinder, die blöde dastehen,
wenn ein Besucher sie anspricht, und auf alle freundlichen
Versuche, sie ins Gespräch zu ziehen, nichts Passendes her-
auszubringen vermögen.

Das Richtige liegt auch hier in der Mitte. Die Kin-
der dürfen nicht vorlaut sein, aber auch nicht blöde. Sie
müssen wohl schweigen lernen, aber auch sprechen zu seiner
Zeit.

Das einfache Kommando „Halt den Mund“ wäre
ja ebenfalls ausreichend, wenn das Kind ewig ein Kind
am Gängelbande bleiben könnte. Aber es wird doch groß,
und es soll nicht nur lesen und schreiben, sondern auch
sprechen und sich in der menschlichen Gesellschaft bewegen
lernen. Wer schwimmen lernen soll, muß ins Wasser ge-
lassen werden, und das Kind, das Lebensart und Lebens-

kunst lernen soll, muß an dem geselligen Verkehr beteiligt
werden. Darum darf man die Zurückhaltung und Damp-
fung nicht soweit treiben, daß das Kind nicht auch im en-
geren Familienkreise, z. B. beim Mittagstisch, einen Ton
mitreden dürfte. Da findet sich gerade die beste Gelegen-
heit, um dem Kinde das rechte Maß und die rechte Form
beizubringen.

Fällt es vorlaut einem Erwachsenen in die Rede, so
muß es entschieden zurechtgewiesen und nötigenfalls zu
zeitweiligem Stillschweigen verurteilt werden. So lernt
auch das Schwachmädchen bald, daß man erst andere
Leute aussprechen lassen muß. Will das Kind altklug
von Dingen mitreden, die über seinen Horizont gehen, so
sagen ihm die Eltern einfach und bestimmt; Davon ver-
steht du doch nichts, und wenn du überhaupt den Mund
hierbei aufstun wolltest so könntest du höchstens beschei-
den fragen, ob das nicht so oder so ist. Nun schweig
hübsch still, bis wir von Dingen sprechen, die dich an-
gehen; dann wirst du auch gefragt werden! — Nachsich-
tiger kann man die kindliche Weisheit behandeln, wenn
es sich um Angelegenheiten handelt, die im Kreise der
Beobachtungen und Erfahrungen des Kindes selbst lie-
gen. Dann gibt es natürlich auch falsche und taktlose Be-
merkungen, aber die muß man verbessern, statt sie un-
bedingt unterdrücken zu wollen. Urteilt das Kind schief,
so zeige man ihm, warum es in dem und dem Punkte un-
recht hat; dadurch lernt es sein eigenes Urteil kontrollieren
und berichtigen. Braucht es unpassende Ausdrücke, die
nicht von bösem Willen, sondern von Ungeßchid herrüh-
ren, so mache man ihm klar, wie häßlich das klingt, und
wie man das viel hübscher in der und der Weise sagen
kann. Durch solche geduldige Zurechtweisung und Un-
terweisung lernt das Kind immer mehr, sich während des Ge-
sprächs eine vernünftige Ansicht zu bilden und sie in
angemessener Form zum Ausdruck zu bringen. Verbietet
man ihm aber fort und fort den Mund, so wird es ent-
weder verschüchtert und blöde, oder es sucht sich bei der
ersten besten Gelegenheit, wo der Mundzwang fortfällt,
durch Dreinschlagen ohne Maß und Form schädlos zu
halten.

Die Hauptsache bei diesem Stück Erziehung ist, wie
bei den meisten anderen, nicht das Wort, sondern das
Beispiel. Das Kind lernt jene Art der Unterhaltung,
an die es im elterlichen Hause gewöhnt worden ist. Dar-
um sollten die Eltern und Erzieher sich in ihrer Unter-
haltung immer etwas zusammennehmen, wenn die Kin-
der dabei sind. Ja, auch schon die kleinen Kinder, die mit
dem Finger im Munde zuhören, erfordern die Rücksicht.
Auch sie fangen schon an, sich an dem Beispiel der Er-
wachsenen zu bilden.

Der Herkules im Gerichtssaale.

Eine aufregende Szene spielte sich dieser Tage vor
der Strafkammer in Heiligenstadt (Gichsfeld) ab. Der
auf der Curtismühle bei Heiligenstadt beschäftigte Dienst-
knecht Bär sollte sich wegen Hausfriedensbruchs verant-
worten. Der Angeklagte, ein zweiter Herkules, hatte ein
schweres Brunnenrohr, das ein gewöhnlicher Mensch kaum
zu heben vermag, aus dem Brunnen herausgezogen und
mit solcher Kraft durch das Fenster seines Dienstherrn
geschleudert, daß nicht nur das Fensterkreuz zerbrach, sondern
auch der am Fenster stehende Schreibtisch zertrümmert
wurde. Von einem Ackerpluge brach der Kräftmensch die
beiden Stempel wie Streichhölzer ab und gebrauchte sie als
Schlaginstrumente. Zu der Gerichtsverhandlung hatte sich
Bär Mut angetrunken. In seiner Angetrunkenheit gab
er schon vor Beginn der Verhandlung fortwährend unar-
tikulierte Laute von sich. Er betrug sich so ungebührlich,
daß der Gerichtsvorsteher ihm eine sofort zu vollstreckende
dreitägige Haftstrafe zubilligte. Nun schimpfte und tobte
der Angeklagte furchterlich und widersetzte sich unter Hin-
weis auf seine Stärke seiner Verhaftung. Nur mit großer
Mühe konnte er in ein Zimmer eingesperrt werden, dessen
Tür er mit den Füßen zertrümmerte. Inzwischen waren
noch fünf Gefängnis- und Polizeibeamte herbeigerufen
worden, die den Wüterich mit Riemen fesselten, da keine
der vorhandenen Handfellen die starken Handgelenke des
Riesen zu umspannen vermochten. Unter lautem Gejohle
der Straßensjugend wurde der renitente Angeklagte dann
ins Gefängnis abgeführt. Nur mit großer Mühe gelang
es, ihn in seine Zelle zu bringen. Als er seinen Ransch
ausgeschlafen hatte, war er zahm wie ein Lamm.

Das Katzenbild.

Aus dem Englischen von A. Herkall.

(Nachdruck verboten.)

I.

Herr Cornelius Jonquil befand sich augenscheinlich nicht
in bester Stimmung. Unruhig ging er in seinem auf das
dürftigste ausgestatteten kleinen Zimmer auf und ab und be-
trachtete mühsam das spärliche Feuer, das im Kamine
glommte.

„Unter allen Umständen muß ich Geld schaffen,“ sprach
er vor sich hin, „aber wie, das ist die Frage?“

Bei diesen Worten fiel zufällig sein Blick auf ein be-
schmutztes, ungerahmtes Bild, das an der Wand über dem
Kamin hing.

Daß es ein Delgemälde war, daran ließ sich nicht zwei-
feln, aber ebenso sicher war es, daß es zu den allerstich-
testen seiner Art gehörte. Es stellte eine vollständig unbe-
kannte Gattung unserer Haustiere dar, aber ihre Gestalt
und Farbe wichen von den Vorstellungen, die man sich für
gewöhnlich von einer Katze macht, so weit ab, daß man un-
willkürlich zu dem Schlusse kommen mußte, der Künstler
habe das Bild in einem Anfall geistiger Umnachtung kom-
poniert.

„So schlecht du auch bist,“ wandte sich Jonquil in sa-
tirnischem Tone an die Sudelei, „so schlecht du auch bist und
wenn du auch eine Katze darstellst, die allen Zoologen der
Welt bisher unbekannt geblieben sein mag, so will ich mich
doch anheischig machen, aus dir sogar noch Geld heraus-
zuschlagen, wenn ich nur irgend einem verrückten Kunst-
enthusiasten einreden könnte, daß die Initialen „E. L.“ in
der Ecke dort Edwin Landseer bedeuten sollen. Da fällt
mir übrigens ein, der Major dieses entlegenen frühwinke-
ligen Nestes Reddington, der sich ja selber für einen so gro-
ßen Kunstkenner hält, würde sicherlich gern einen „Zehner“,
wenn nicht mehr für dich opfern, wenn ich ihn überzeugen
könnte, daß Sir Edwin, der große Tiermaler, dich geschaffen
hat zu einer Zeit, als er sein Geschäft noch nicht so recht ver-
standen hat.“

Mehrere Minuten lang dachte dann Herr Jonquil nach.
Allmählich erhellte sich sein Gesicht und halblaut entschloß er
sich die Versuchung:

„Ein famoser Gedanke, der vielleicht einschlagen könnte.
Sicherlich will ich es mal versuchen.“

Gesagt, getan. Unvergänglich feste er sich an einen Tisch,
der die ganze Wand des Bureaus einnahm. Er nahm eine
Feder zur Hand und schrieb ziemlich rasch, dabei aber in
einem Stile, der bewies, daß er neben seinen vielen Fähig-
keiten auch die Besorgnis, sich schriftlich gewandt und fließend
auszudrücken.

Wir sind in der angenehmen Lage, dem Leser mitteilen
zu können, was Herr Jonquil so eifrig zu Papier brachte.
Es war ein Brief, der folgendermaßen lautete:

„Sehr geehrter Herr!

Wenn ich mich auch noch nicht des Vorzugs rühmen
darf, so bin ich doch wohl geboren persönlich zu kennen, so
find mir Hochdieselben doch schon seit vielen Jahren
als einer unserer hervorragendsten und verständigsten
Kunst-Macene bekannt. Dieser Umstand ermutigt
mich, Ihnen schätzbaren Beistand zu erbitten, um eine
Absicht auszuführen, mit der ich mich schon seit Jahren
herumtrage. Wie Ihnen wohl bekannt sein wird, habe
ich die Kunst bereits überschritten, und weiß es jetzt
gerade noch Zeit ist, möchte ich mich gern um jeden
Preis in den Besitz einiger früherer Jugendarbeiten vor-
setzen, da ich den größten Wert darauf lege, daß
nur solche Werke von mir auf die Nachwelt kommen,
die meines Rufes als Künstler würdig sind.

So soll sich auch in Reddington einer meiner
frühesten Versuche auf dem Gebiete der Kunst befin-
den, und zwar eine in Del ausgeführte Malerei, die,
wenn ich recht unterrichtet bin, eine vollständig ver-
zeichnete Katze darstellt. Das Bild ist Eigentum des
Herrn Cornelius Jonquil, Agent und Kommissionsär
in der Hochstraße, dort, und obgleich das Gemälde nur
mit meinen Initialen bezeichnet ist, so weiß genannter
Herr doch recht gut, daß ich der Schöpfer jener erbärm-
lichen Sudelei bin. Wäre es Ihnen möglich, geehrter
Herr, mir dieses Bild zu verschaffen. — und ich er-
mächtige Sie, den Preis dafür zu zahlen, den der Be-
sitzer verlangen sollte. — so würden Sie mich dadurch
zu immerwährender Dankbarkeit verpflichten.

Es bedarf wohl erst nicht der Erwähnung, daß, so-
bald ich erfahre, welchen Preis Sie an Herrn Jonquil
gezahlt haben, ich Ihnen diesen Betrag umgehend mit
vielen Dank zurückzahlen werde, und indem ich mir
mit der Hoffnung schmeichle, daß ich an Ew. Hochwohl-
gebornen keine Fehlbildung getan haben werde, empfehle
ich mich Ihnen und zeichne

mit vorzüglicher Hochachtung Ihr sehr ergebener

Edwin Landseer.

An Rembrandt Brown Esq., Major v. Reddington.

II.

Mit aufrichtiger Befriedigung überlas Herr Jonquil
das, was er geschrieben hatte, und mit einem „Das wird
schon seine Wirkung tun,“ steckte er diese Epistel sodann in
ein Couvert. Dieses adressierte er an „Ew. Hochwohl-
gebornen“, und nachdem er eine Marke darauf geklebt hatte,
steckte er es in ein anderes Couvert, das er an einen Freund
in London schickte. Ein kurzes Billet, in dem er seinen
Freund ersuchte, die Einlage sofort nach Erhalt zur Post zu
geben, vergaß er nicht beizufügen.

Obgleich es jetzt erst Mittag war, schien Herr Jonquil
sein Tagewerk doch schon als vollendet zu betrachten. Er
legte seinen Hut auf, winkte der ganz unmöglichen Katze mit
der Hand einen Abschiedsgruß und verließ in gehobener
Stimmung sein Bureau.

Wundervierzig Stunden später sah Herr Jonquil wieder
an dem Tische in seinem Kontor und erwartete ungeduldig
den Besuch des Herrn Mayors. Mit seinen Fingern trom-
melte er auf seinem Schreibtische und mit gespanntester
Aufmerksamkeit lauschte er auf jeden Tritt, der die Treppe
herauf kam. Endlich ließen sich auch langsame Schritte ver-
nehmen, die Tür tat sich auf, und das Stadtoberhaupt von
Reddington stand in höchst eleganter Person vor Herrn Cor-
nelius Jonquil, der sich sofort von seinem Platte erhob und
mit gut gespielter Ueberrasschung und Unterwürfigkeit es
an Beruhigungen nicht aemua tun konnte.



Zum Mordprozess Rutthofer in Innsbruck.
Die Mörderin Luise Rutthofer u. ihr Opfer Landesrat Rutthofer.

Vor einigen Tagen traf aus
Innsbruck folgende Meldung ein:
Der Prozess, in dem es sich um
die Entscheidung der Frage han-
delt, ob die verhaftete Frau des
Landesrats Rutthofer ihren Mann
ermordet hat, oder ihn wenigstens
hat umbringen lassen, erregt weit
über die Grenzen Oesterreichs hin-
aus allgemeines Interesse. Selbst
die deutschen Blätter lassen sich
ausführliche Berichte über den Fort-
gang des Prozesses klaben. Es
scheint fast so, als ob sich das Netz
um die Angeklagte Frau Ruttho-
fer, immer mehr zusammenzieht.
— Ein Telegramm aus Innsbruck
meldet nun:

Nach mehrtägiger Verhand-
lung vor dem hiesigen Schwurger-
richt ist gestern Luise Rutthofer,
die wegen Mordes, begangen an ihrem Ehegatten, angeklagt war, wegen
Totschlags zu 7 Jahren verurteilt worden.

„Habe die Ehre, Ew. Gnaden!“ begrüßte er seinen Gast, „Dorf ich den Herrn Mayor bitten, Platz zu nehmen.“ Dabei verstand er es einzurichten, daß der Stuhl des Mayors dem Kamine und dem Pseudo-„Landseer“ gerade gegenüber zu stehen kam.

Mit einem vornehmen Nicken seines würdevollen Hauptes dankte der Mayor für seine Aufmerksamkeit und nahm Platz.

Nach einem verlegenen Gucken und wiederholtem Räuspern begann er mit folgenden Worten die Verhandlungen: „Ich bin in der Absicht zu Ihnen gekommen, Herr Zonquill, um Sie zu fragen, ob Sie willens wären, ein altes Delgemälde zu verkaufen, das eine Kasse darstellt. Ein Freund schreibt mir, daß Sie ein solches besitzen sollen, und er legt großen Wert darauf, dieses Bild in seiner Sammlung zu haben.“

„Ah, Sie meinen wohl meinen Landseer?“ erwiderte der schlaue Besitzer des Kunstjuwels. „Ich muß Ihnen von vornherein bemerken, geehrter Herr Mayor, daß ich dieses Werk sehr hoch schätze und mich nicht gern von ihm trennen möchte. Sehen Sie, da hängt es. Die Beleuchtung ist hier zwar sehr schlecht, aber dennoch werden Sie sehen können, daß jeder Pinselstrich den Geist des großen Tiermalers verrät.“

Und mit größter Bewunderung richtete er seine Blicke auf die Meßkerze, die über dem Kamine hing.

Auch der Mayor sah sie sich für ein paar Augenblicke an, dann aber seufzte er laut auf, als ob ihm etwas wehe täte, und er erklärte:

„Aber das ist ja geradezu schrecklich!“ eine Bemerkung, die Herr Zonquill kluger Weise zu überhören schien. „Das Bild ist so erbärmlich und so vollständig verzeichnet, daß ich es mir nicht einmal in meinem Stall hängen würde. Da mein Freund es aber durchaus haben will, so muß ich Sie schon nach dem Preise fragen?“

„Eigentlich ist es nicht zu verkaufen, Ew. Gnaden, wenn ich auch unter gewissen Umständen nicht abgeneigt wäre, es fortzugeben. Freilich müßte mir dann eine angemessene Entschädigung gezahlt werden. Es ist allerdings nur eine der ersten Arbeiten von Landseer, aber alles, was sein Pinsel berührt hat, erzielt kolossale Preise. Daß Ihr Freund gern einen echten Landseer besitzen möchte, finde ich begreiflich; aber auch Sie werden es begreiflich finden, Herr Mayor, daß andererseits ich meinen Landseer nicht billig weggeben will.“

III.

Der Mayor tat zwar sein Möglichstes, um Zonquills Veranschlagung seines Kunstwerkes innerhalb vernünftiger Grenzen zu halten, aber, um eine lange Geschichte kurz zu machen, 120 Pfund Sterling mußte er doch für dieses Meisterbild einer Kasse anlegen.

Ueber diesen Betrag stellte er einen Scheck aus, und mit dem stolzen Bewußtsein, dem größten Maler seiner Zeit einen hervorragenden Dienst erwiesen zu haben, verließ er, seinen Landseer unter dem Arm, Herrn Zonquills Bureau.

Fünf Minuten später hatte sich Zonquill bereits auf den Weg gemacht, um den Scheck einzukassieren. Von der Bank aus suchte er einen Tröbder auf, der ihn nach dem Bureau begleitete. Dort verkaufte er ihm die gesamte Bureau-Einrichtung für dreißig Schillinge.

Um vier Uhr desselben Nachmittags entführte ihn der Schnellzug bereits nach London, und wir zweifeln nicht, daß der „geniale“ Agent und Kommissionär dort Gelegenheit gefunden haben wird, sein Talent zu verwerten und dort eines der hervorragendsten Mitglieder der weitverbreiteten Hochstaplerzunft geworden sein wird.

Nembrandt Brown Ego schrieb sofort an Sir Edwin Landseer, um ihm die freudige Mitteilung zu machen, daß er seine Jugendarbeit, die Studie einer Kasse, für 120 Pfund erworben habe. Sein Erskaunen war jedoch nicht gering, und er machte demselben auch in Worten Luft, die sich für seine Stellung als Mayor gar nicht ziemten, als er von dem berühmten Maler eine kurze Antwort erhielt, dahin lautend, daß er von der ganzen Sache nichts wisse und es auch in Abrede stellte, daß er den Mayor beauftragt habe, sich seinetwegen zu bemühen.

Der jähe Verzicht, daß er das Opfer eines Betruges geworden sei, dämmerte in dem unglücklichen Mayor von Beddington auf, und in der größten Eile begab er sich nach dem Bureau des Herrn Zonquill, um hier seine schmerzlichen Befürchtungen bestätigt zu finden. An der Thür hing der bekannte Zettel: „Zu vermieten. Näheres beim Verwalter.“ Ganz niedergeschlagen verließ Herr Nembrandt Brown die Stätte, die für ihn so unangenehme Erinnerungen bot, und es dauerte lange, ehe sich sein stolzer Geist von dieser Schlappe erholte.

Die sieben traurigen Jahre.

Der alte Kurfürst von Hessen kam im Jahre 1814 in das Land Schaumburg. An der Grenze wurde er unter einem Ehrenbogen feierlich empfangen. Der Amtmann wollte eine Rede halten, und es war zufällig die erste in seinem Leben, seine Herzensangst also nicht gering. Er begann stotternd: „Nach sieben traurigen Jahren —“ Da blieb er stehen. Der Kurfürst wollte ihm auf die Beine helfen und sagte: „Zawohl, nach sieben traurigen Jahren —“ Da fiel der Amtmann wieder ein und sprach: „Nach sieben traurigen Jahren —“ Aber das Unglück wollte, daß er über die sieben Jahre Ägyptens nicht hinaus kommen sollte — er blieb abermals stehen. Der Kurfürst wollte der Sache eine andere Wendung geben, zählte die Pferde am Wagen sehr unruhig waren und der Ehrenbogen, unter dem er hielt, bedenklich wackelte, und fragte ihn: „Wer sind Sie?“ — „Untertänigst aufzuwarten der Amtmann S.“ erwiderte der Amtmann und fing noch einmal an: „Nach sieben traurigen Jahren —“ Da rief ein Bauer, der den Ehrenbogen wanken sah: „Myn God, Herr Amtmann, die Pferde haben den Ehrenbogen umgeschieden!“ — „Alle Wetter,“ rief der Kurfürst; „Rutcher, fahre zu, sonst bricht das achte traurige Jahre heute an!“ Der Rutcher hieb auf die Pferde ein, die eben schnell genug anzogen, um den Kurfürsten aus der Lebensgefahr zu retten, und die „Sieben traurigen Jahre“ des Amtmanns S. bedeckte der einstürzende Ehrenbogen.

Kaltblütig.

Nachdem Nelson, der berühmte englische Vizeadmiral, am 2. April 1801 nach fünfständigem Kampfe die dänische Flotte vor Kopenhagen geschlagen hatte, schrieb er an den Kronprinzen von Dänemark und schlug ihm Ausgleichsbedingungen vor. Als er fertig war, klangelte er und befaßte dem eintretenden Schiffsjungen, ein Licht zum Siegel zu holen. Dieser Befehl war kaum vollführt, als eine Kanonenkugel durch die dünne Kajütenwand schlug und dem armen Schiffsjungen den Kopf wegriß. „Holen Sie ein anderes Licht,“ sagte Nelson gelassen zu dem Offizier, der bereit stand, den Brief an seine Adresse zu befördern. Der Offizier warf einen scheuen Blick auf den in seinem Blute liegenden Schiffsjungen und sagte zögernd: „Erzelenz könnten ja wohl einmal den Brief ungeöffnet abgeben.“ Unter den Umständen, in denen wir uns befinden, ist es doch zu entschuldigen, wenn überflüssige Formalitäten wegbleiben.“ „Nein,“ entgegnete Nelson, „das könnte bei den Dänen den Anschein erwecken, als eilten wir sehr damit, den Frieden zu erlangen, und das könnte uns nur Nachteil bringen. Also holen Sie nur ein anderes Licht!“

Allerlei.

Bauern-Regeln für den Monat Oktober. Wenn's im Oktober friert und schneit, so bringt der Januar milde Zeit. — Trübs Häschen lang sein Sommerkleid, so ist der Winter auch noch weit. — Oktobergewitter regen beständig, der künftige Monat sei wetterwendig. — Simon und Judas (28.) mit Sturm einherwandeln, so wollen sie mit dem Winter verhandeln. — Oktoberdonner ist fürwahr noch besser als im Februar. — Fällt der erste Schnee in den Schmutz, vor strengem Winter kündigt er Schutz. — Hat der Oktober viel Regen gebracht, hat er auch gut die Feder bedacht. — Nichts kann mehr vor Raupen schützen, als wenn der Oktober erscheint mit Wüsten. — Menst der Oktober sich in den Winter, so ist dann dieser um so gelinder. — Kängt der Winter früh an zu toben, wird man ihn im Januar loben. — Auf den Tag Sankt Gallus (16.) die Weibekuh in den Stall muß und der Apfel in den Korb muß. — Ist im Oktober das Wetter hell, bringt es her den Winter schnell. — Oktober und März gleichen sich allerdings. — Nordlichtschein bringt Kälte ein. — Sieht das Laub an den Bäumen fest, sich strenger Winter erwarten läßt. — Von Lucia (13.) bis St. Simonstage (28.) zerstört der Raupenneister Plage. — Wie im Oktober die Regen haufen, werden im Dezember die Stürme brausen. — Oktober rauh, Januar flau. — Oktoberhimmel voller Sterne, hat warme Deseu gerne. — Oktobergewitter sind Leidenbitter.

Wegen fahrlässiger Tötung wurde von der Strafkammer in Dessau der 18-jährige Schlossergeselle Nothdorf aus Zerbst zu 1 Jahr 6 Monaten Gefängnis verurteilt. Nothdorf hat im Juli d. J. in Zerbst, als er mit seinem Fahrrad auf dem Fußsteige fuhr, einen alten Herrn umgerannt, der dadurch einen Bluterguß ins Gehirn erlitt und kurze Zeit nach dem Unfalle starb. Die Höhe der erkannten Strafe findet ihre Erklärung mit darin, daß Nothdorf, nachdem das Unglück geschehen war, mit seinem Fahrrad schleunigst das Weite suchte, statt sich um den Schwerverletzten zu kümmern.

Beethoven von hinten! Am 12. August 1845 sollte das Beethoven-Denkmal in Bonn enthüllt werden. Im letzten Augenblicke trafen zu dieser Feierlichkeit die damals in Deutschland weilende Königin Viktoria von England und der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen unverhofft mit großem Gefolge ein. Das Denkmalkomitee fand für die hohen Herrschaften keinen besseren Platz als im Hause des Grafen v. Fürstenberg. Unter Gefang und Mustel fiel die Umhüllung der ehernen Statue, da brach plötzlich Friedrich Wilhelm IV. in ein lautes Lachen aus: Beethovens Statue lehnte den anwesenden Fürstlichkeiten den Rücken zu! Kurz entschlossen trat aber Alexander v. Humboldt, der dem Denkmalkomitee angehörte, vor und sprach: „Majestät, wissen doch: Beethoven war ein ausgezeichnete Komponist, aber stets ein grober Mensch. Auch nach seinem Tode noch zeigt er sich jetzt als solcher.“ Lebendig skalpiert! Von einem aufregenden Abenteuer, das fast an Coopers Indianergeschichten gemahnt, wissen sibirische Blätter zu erzählen. In dem Gouvernement Tschernigow liegt die 7000 Einwohner zählende Stadt Sochnia. Eine Bande von Revolutionären hatte sich dort gesammelt, die plündernd von Ort zu Ort zog, die Gutsbesitzer ermordete und ihre Häuser in Brand steckte. So kamen sie zuerst vor das Herrenhaus eines Edelmannes Namens Kwakla, den sie töteten. Dann schritten sie zum Angriff auf das benachbarte Gut, dessen Besitzer sich aber wohlweislich auf den Fußboden warf und tot stellte. Die Mörder schöpften jedoch Verdacht, ergriffen ihn beim Haare, skalpierten ihn nach Indianermethode und ließen ihn in diesem entsetzlichen Zustande hilflos liegen. Er wurde später aufgefunden und gepflegt und soll sich jetzt außer Gefahr befinden.

Eine hartnäckige Weichefsälscherin ist die 16-jährige Kohlenhändlerstochter Antoniewics, deren Straftaten die Berliner Strafkammer in den letzten Tagen wiederholt abzuurteilen hatte. Auch diesmal hatte sie einen Wechsel auf die Namen zweier Gardeoffiziere gefälscht und den Namen des früheren Chefs des kaiserlichen Marinekabinetts als Bürgschaft hinzugefügt. Zu ihren bisherigen Strafen erhielt sie noch 9 Monate Gefängnis.

Ein Mustergefängnis. Das Gefängnis der Stadt Nashville in Indiana zählt gegenwärtig nur einen einzigen Gefangenen. Er heißt Turpin und war wegen einer in der Trunkenheit verübten Sachbeschädigung zu einer hohen Geldstrafe verurteilt, büßte sie aber, da er nicht bezahlen kann, mit 250 Tagen Gefängnis ab. Nun war aber niemand da, um ihn zu bewachen, denn die Stadtverwaltung hatte aus Sparsamkeitsrücksichten den Gefängnisdiener abgeschafft. Man gab also Turpin den Schlüssel zum Gefängnis, und er sperrte sich selber ein. Da man nun aber auch für seine Verpflegung sorgen

mußte, so händigte man ihm täglich eine kleine Summe ein, für die er sich selbst beköstigen mußte. Nichts einfacher als dies: Er schließt sein Gefängnis auf, macht seine kleinen Einkäufe und schließt sich dann wieder ein, denn er hat ja den Schlüssel. Turpin aber verlangt jetzt von der Stadtverwaltung Gehalt, denn er ist ja nicht nur Gefangener, sondern auch Gefangenewart; ein Gefangenewart aber muß bezahlt werden. Die Rechtsfrage ist schwierig, und die Meinungen über seinen Anspruch sind geteilt. Turpins zahlreiche Freunde, die ihn öfters besuchen, machen für ihn Stimmung in der Stadt; er selbst aber gedenkt doch wenigstens so viel Gehalt zu bekommen, daß er sich nach Abfuhr der 250 Tage wieder betrinken und eine neue Sachbeschädigung begehen kann; dann will er wieder als Gefangener und Gefangenewart an seinen lieb gewonnenen Platz zurückkehren.

Das Kirchhofsgeheimnis.

Ein rätselhafter Vorfall hat sich, wie dem Prager Tageblatt aus Wies geschrieben wird, auf dem dortigen Kirchhof abgepielt. Kürzlich erschien dort ein besser gekleideter junger Mann, eilte unsät von einem Grabe zum anderen und las die Aufschriften der Grabsteine. Auf Erkundigungen des Totengräbers gab der Fremde ausweichende Antworten, lief dann bis zur Grabstätte eines Gendarmere-Machtmeyers, der vor einigen Jahren bei Aushebung einer Diebesbande infolge einer Pulverexplosion verunglückt war, und erkundigte sich eingehend nach der Persönlichkeit des Machtmeyers und dessen Familie. Erregt ging er dann wieder zurück und stierte unverwandt zur Erde. Sodann riß er den Ueberrock auf, zog seine Uhr heraus und übergab sie dem Totengräber mit den Worten, die Uhr zu nehmen und wenn nach ihm gefragt werde, zu sagen, er sei verunglückt. Hierauf nahm er einen neuen Revolver mit dem Lauf zwischen die Zähne, während er anfangs, ein Kleidungsstück nach dem andern sich vom Leibe zu reißen. Der Totengräber schrie um Hilfe und begab sich eilends zur Gendarmerei. Als er mit dem Postenführer zurückkam, war der rätselhafte Fremde verschwunden. Auf dem Plaze lag ein dunkelblauer Winterrod.

Kurz und bündig

In Berlinhafen (Deutsch-Guinea) werden auf der 500 Hektar großen Insel Tamara in fünf Dörfern fünf verschiedene Sprachen gesprochen.

Die chinesischen Arbeiter, die Schmutzsachen aus Eisvogelfedern herstellen, erkranken gewöhnlich an dieser subtilen Arbeit nach drei Jahren.

Die Hauptnahrung der Javaner besteht, abgesehen vom Reis aus — Goldfischen, die allerdings bis 3 Pfund schwer werden.

Ein Regen, der auf Berlin niedergefallen würde und auch nur 10 cm Wasser brächte, repräsentierte 7 Millionen Kubikmeter, also 140 Millionen Zentner Wasser.

Eine „mittelgroße“ Batterie von $\frac{1}{500}$ mm Durchmesser hat ein Gewicht von $\frac{1}{250.000.000}$ Milligramm.

Ein englischer Soldat kostete dem Lande jährlich 2300 Mark, ein dänischer 490 Mark.

Die Große Berliner Elektrische liefert jeden Dienstag und Freitag 60.000 Mark und darüber Nickelmünzen bei der Reichsbank ein.

Die zehnläufige Gatlingrevolver-Kanone feuert 1200 Schuß in der Minute.

Eine wilde Ente fliegt noch etwas schneller, als die beste Briestaube.

Lustige Gese.

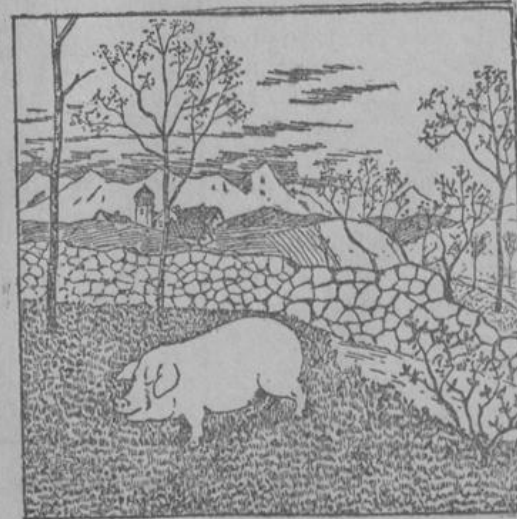
Humoristisches.

Kindermund. Der kleine Willy, ein altkluges Stadtkind, ist bei seiner Großmutter auf dem Lande zu Besuch. Er stellt das ganze gemüthliche Heim auf den Kopf, so tollt er durch Haus und Garten. Schließlich wird die alte Dame ernstlich böse und sagt: „Du bist ein rechter kleiner Teufel.“ — „Na,“ meint der Willy, „und Du bist meine Großmutter.“

Enttäuscht. Fritzchen (zu seiner Mutter, die als sparsame Hausfrau eben dem Vater selber die Haare schneidet): Mama, darf ich mir eine Handvoll Haare von Papa nehmen? — Mutter: Gewiß, mein Fritzchen! (Zu ihrem Gatten): „Nun siehst Du wohl, Mann, was für ein anhänglich Kind Du hast. In diesem zarten Alter schon hält es eine Locke von Dir wert.“ (Wieder zu Fritzchen): „Wie willst Du denn Papas Locke aufheben, mein Kind?“ — Fritzchen: „Ich möchte gern meinem Pferd einen neuen Schwanz davon machen, Mama!“

Falsch angewandt. A.: „Ich kann vor Wangen nachts noch immer nicht schlafen.“ — B.: „Ich habe Ihnen doch schon mal gesagt, Sie sollen sich Insektenpulver kaufen.“ — A.: „Dab' ich auch getan, aber das Zeug schmeckt zu abseuerlich!“

Berierbild.



Wo ist der Besitzer des Schweins?

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt

für die

Stunden der Ruhe am häuslichen Herd.

№ 40.

Ratingen, 4. Oktober.

1906.

Uebertrumpft.

Detectiv-Roman von M. Walter.

Fortsetzung.

12. Kapitel.

Gleiches Ziel.

An demselben Tag, an dem Grant Artvedelt sein tragisches Geschick erlebte, lag jenseits des Ozeans in dem höchsten Bibliothekszimmer seines prächtigen Schlosses in Devonshire der große Baronet Sir Reginald Hillary in eifrigen Gesprächen mit einem jungen Mann. Das war Francis Ferrars, der geschickteste, berühmteste aller englischen Detectivs. Er hatte einen wundervoll geformten Kopf, kein Gesicht, abgesehen nicht schön, fesselte durch die charakteristischen, wie aus Erz gemeißelten Züge und die klugen, schärfbildenden Augen. Er war nur von mittlerer Größe, aber breitschulterig, und aus jeder Bewegung sprach Energie und eiserner Willenskraft.

„Es scheint, Sir Hillary“, äußerte der Detectiv mit leicht gerunzeltem Stirn, „daß Sie mit dem Resultat meiner Arbeit nicht ganz zufrieden sind.“

„O doch!“ widersprach der Baronet lebhaft. „Ich lese volles Vertrauen in Ihre Geschicklichkeit. Wenn ich mir aus begreiflichen Gründen die eine oder andere Frage erlaube, so müssen Sie mir das nicht übel nehmen.“

„Durchaus nicht“, versicherte Ferrars, „nach beläufig. Zu gegenseitigem besserem Verständnis möchte ich doch einmal die Einzelheiten des Falles, sowie meine bisherigen Schritte in dieser Angelegenheit recapitulieren.“

Mit diesen Worten entnahm er seiner Brieftasche ein Bündel Papiere, in welche er während des Sprechens von Zeit zu Zeit einen Blick warf.

„Es sind nun fast drei Jahre her“, begann er, „daß ich mich zu sich beriefen, um meine Dienste in Anspruch zu nehmen. Bei unserer ersten Zusammenkunft erzählten Sie mir folgendes: „Vor vierzehn Jahren lebte in Südfrankreich eine junge Frau, die mit einem vornehmen Engländer verheiratet war, jedoch in heimlicher Ehe und unter einem angenommenen Namen. Sie hatten ein Töchterchen von einem Jahr und sollten sehr glücklich zu sein. Eines Tages jedoch verschwand der Mann so plötzlich, daß die junge Frau annahm, er habe sie verlassen. Kurz zuvor war es nämlich zu äußerst scharfen Briefwechseln und dann auch mündlichen Auseinandersetzungen zwischen ihm und seinen Verwandten gekommen, infolge deren er sich, wie seine Gattin glaubte, von ihr hatte abwaschen lassen. Da sie fürchterlich den Ort, jede Spur hinter sich vermissend.“

Das erzählten Sie mir, Sir Hillary, verheimlicht mit dabei aber unflüchtig so vieles, daß ich adäquate Maßnahmen verlor, Taktischen ausfindig zu machen, die Ihnen längst

bekannt waren. Erkens, daß die Vermittlung die Gattin ihres einzigen Sohnes gewesen: zweitens, daß Sie anfangs keine Kenntnis von dieser Heirat hatten und drittens, daß Sie, nachdem Sie es erfahren, Nachforschungen ergreifen, die nicht nur Mann und Weib trennten, sondern auch das Lebensglück Ihres Sohnes zerstörten, sondern auch das Leben einer Ausgesprochenen machten.“

„Das ist wahr“, murmelte der Baronet mit bekümmertem Miene.

„Die halbe Welt hatte ich nach der Verlorenen durchsucht“, fuhr der Detectiv fort, „ohne jedoch die geringste Spur zu finden. Das war mit unerklärlich und ich bestand nun darauf, daß Sie mit unumwunden eingestehen sollten, warum Sie erst jetzt, nach so langer Zeit, diese Frau und ihr Kind aufspüren wünschten. Daraufhin berichteten Sie mir, Ihr Sohn sei unverfehlt mit Ihnen gestorben, wodurch Sie des Erben beraubt wurden. Der Nachforschungsarbeit war ein entfernter Verwandter aus einer Seitenlinie, gegen den Sie aus vererbten Gründen eine starke Abneigung hegten. Da nun in Ihrer Familie auch die weibliche Nachkommenschaft erbberechtigt sei, so kamen Sie auf den Gedanken, nach dem Verbleib der Tochter Ihres Sohnes, Ihrer Enkelin, zu forschen. Komme dieselbe aufgefunden werden, so hatte seiner Verwandte John Bradwardine seine Ansprüche. Es war ein großer Fehler von Ihnen, Sir Hillary, daß Sie mir gegenüber dieses Mannes nicht erwähnten, der allen Grund besaß, das Auffinden der rechtmäßigen Erbin zu verhindern.“

Er machte eine Pause; da der Baronet, der den Kopf in die Hand gestützt hatte, aber schwieg, so fuhr er fort:

„Monatelang bin ich wie ein Bluthund hinter diesem Menschen her gewesen, ohne daß er es ahnte. Ich weiß, er ist falsch, hinterlistig, ein durchtriebener Schurke, der nur darauf sinnt, sich die Erbschaft zu sichern; er wußte wohl, daß Ihre Enkelin bestand; ob dies jetzt noch der Fall, vermag ich nicht zu sagen, da er selbst verschwunden ist.“

„Wie haben Sie das in Erfahrung gebracht?“ unterbrach ihn Sir Hillary überflüssig.

„Es gelang mir, während seiner Abwesenheit in seine Londoner Wohnung Eingang zu finden, und dort Anspeltion zu halten. Dabei fiel mir ein Brief in die Hände, den er vor zwei Monaten an seine in dem Hause zurückgelassene Geliebte von Amerika aus geschrieben hat. Nun wenigstens weiß ich, wo ich ihn zu suchen habe, denn während eines kurzen Unwohlseins, das mich aus Zimmer fesselte, war er mit eingeschleppt.“

„Und doch fürchte ich“, bemerkte der Baronet, „ist zu viel Zeit durch meine Schuld verloren worden, um die rechte Spur zu finden.“

„Nein, nein!“ wider sprach Ferrars eifrig. „Im Gegenteil, ich denke, jetzt werden wir unser Ziel erreichen.“

Flammte der Schiller und rief betroffen aus: „Herr, mein Gott, Sie sind doch nicht etwa selbst —?“ Gewund sich das Haupt neigend, schritt die hohe Frau die Stufen des Kellers hinauf.

Gemeinnütziges.

Saferstrohtee. Wir machen unsere Leser auf dielen äußerst billigen und bei Ersatzungshäften, bei Kehl- koch- und Kadenstarrhen, bei Reuchgüssen und auch bei Infuenza wiederholt mit bestem Erfolg angewandten Tee aufmerksam. Man schneidet das trockene, reine Stroh von gemeinem Hafer zu Häkchen und kocht diesen in etwas Wasser ab. Es bildet sich ein bräunlicher Tee, dessen Farbe etwas heller als die des schwarzen Kaffees ist. Es geht etwas Zuder zu, so wird der fade Geschmack be- seitigt. 3 bis 4 Tasse morgens ist eine Dertasse voll zu trinken.

Gekandenes Wasser. Gerne läßt man Wasser im Schlaf- oder Krankenzimmer stehen, damit es ein wenig „überfließt“. Aber solches Wasser nimmt die in der Luft befindlichen Stoffe, insbesondere die fauligen und Anstehungsstoffe auf und wird dadurch schädlich, be- sonders wenn es in einem unbedeckten Gefäß steht. Man kann es selbst merken, wenn man einen Schluck solchen Was- sers prüfend in den Mund nimmt, daß es fade und unan- genehm schmeckt. Von Verätzen sind mehrere Fälle ver- öffentlicht, in welchen nachgewiesenemagen durch solches Wasser, das in Krankenzimmern stehen geblieben war, Krankheiten weiter verbreitet worden sind. Darum an je- dem Morgen zum Waschen, Spülen, Gurgeln und Trin- ken: frisches Wasser!

Hautpflege. Man gömme die Wohlfahrt des Wa- schens nicht nur dem Gesicht und dem Hals mit den Armen, sondern dem ganzen Körper. Die Haut hat Stoffe aus- getreten auszuscheiden; wenn durch Verschöpfung der Poren dies gehindert wird, erkrankt der Mensch. Bekannt ist, daß Tiere, welche man mit Farnis überzieht, in kurzer Zeit zu Grunde gehen. Ein Mensch stirbt, wenn auch bloß ein Drittel seiner Hautoberfläche selbst nur leicht verbrannt wird. Im vorigen Jahrhundert wurden in Rom einige Kinder vergolbt, damit sie bei einem Fest als Engel auf- treten sollten. Sie starben aber schon solchen Ueberzug an sich selbst. Manche tragen auch einen solchen Ueberzug an sich — freilich nicht von Gold; sie sollten sich nicht wundern, wenn sie sich beständig kränzlich fühlen.

Bilderätsel.



Für die Redaktion verantwortlich:
Heinrich Sundt in Ratingen.

„Nicht mit geschäft? Das sollen Sie mit doch be- weisen. Es ist mein ehrlich verdienter Arbeitslohn.“ „Weil er ehrlich verdient ist, möchte ich gern, daß er auch ehrlich ausgegeben würde. Geld, das man andern schuldig ist, darf man aber nicht leichtfertig ausgeben. Dies Geld hier — hören Sie mal ordentlich zu — gehört nicht Ihnen, sondern Ihrer armen Mutter, der Sie es schuldig sind.“

„Wie so denn? Meine Mutter hat mit nichts ge- borgt!“ rief Lorenz.

„Nicht? Haben Sie ihr denn schon all das Essen, Trinken, Kleider, Schuhe, Wäsche und Bett bezahlt, das sie Ihnen 17 Jahre lang gegeben hat? Haben Sie ihr all die Mühe und Arbeit, die sie mit Ihnen gehabt, die Pflege, als Sie klein waren, die Nachtwachen, als Sie erkrankten, bezahlt? Die arme Frau hat jetzt selber nichts, ist alt und schwach geworden, und Sie schämen sich nicht, Ihr Geld vertragen zu wollen, das Sie von Gottes- und Rechts wegen Ihrer Mutter geben müßten, ohne daß ich Ihnen das erst zu sagen brauchte? Nein, für solche junge Schuldenmacher habe ich nichts zu trinken. Gehen Sie nur einmal das Büchschloß da neben Ihnen, das nimmt sich schon vor, es gerade so zu machen, wie Sie. Geben Sie ihm nicht ein so böses Beispiel!“

Lorenz hatte zugehört. Anfangs sehr entrüstet, hatte er doch schließlich eingesehen, daß Moller recht hatte. Wozu sollte er ihm auch so etwas sagen? Hatte er doch wirklich keinen Vorteil davon, wenn Lorenz sein Geld behielt. Nun, es war nicht das erstemal, daß Moller ihm den Kopf wusch. Lorenz hatte hier schon eingekauft, als er kaum über den Ladentisch sehen konnte. Jetzt gab er Moller die Hand. „Sie haben recht“, sagte er langsam, und wandte sich, um zu seiner Mutter zu gehen. Moller rief ihm zurück: „Da nehmen Sie das halbe Pfund Kaffee mit! — Nein, Geld will ich nicht, ein anderes Nachhausekommen gewesen, als wenn der Sohn sonst hals betrunken heimkam.“

Eine köstliche Geschichte.

wird von der Kaiserin Friedrich erzählt. Als die dama- lige Kronprinzessin, später Kaiserin Friedrich, mit einer Hofdame und ihrem erst wenige Jahre zählenden Töchter- chen, der Prinzessin Charlotte, durch Potsdam ging, kamen die Damen in ein Geschäft, das sie nie betreten hatten. Ueber dem Kellerfenster eines kleinen Hauses saßen sie auf einer Tafel die Inschrift: „Einem wohlhabenden Publikum zeige hiermit an, daß ich wegen der schlechten Zeit alle Kaffereien gut und billig besorge. Hochachtungsvoll A. N., Schuhmachermeister.“ Ein Kasten mit sauber gearbeiteten Schuhen waren unter der Tafel angebracht. Die Damen stiegen in den Keller hinab. Erstauum über den vornehmen Besuch sprach der Meister von seinem Stige auf, zog einen Stuhl herbei, wuschte ihn sorgsam mit der Schürze ab und bot die gnädige Frau“ gefälligst Platz zu nehmen. „Danke“, sagte die Kronprinzessin, hob ihre Tochter auf den Stuhl und meinte: „Ich wünsche ein Paar Schuhe für meine kleine — gut und billig, wie oben auf der Tafel steht.“ „Mit dem größten Vergnügen“, rief der Meister. Er nahm dem „jungen Fräulein“ Maß und sagte: „So, das wäre gemacht. Gott sei Dank, daß ich mal wieder eine neue Kundin habe. So was geschieht nicht oft. Die Leute denken, so ein alter Fieser verfolge nichts vom Wandwerk, und bringen das Geld in den teuren Läden. Sie sollen ein Paar Schuhe kriegen, probieren, passen Sie auf! Mit mir werden Sie zufrieden sein!“ Die hohe Frau zog ihre Börse und legte ein Goldstück auf den Tisch. „Schon vorher bezahlten?“ fragte der Meister und fügte, das Geld betrachtend, flüchtig hinzu: „Ach nee, darauf rausgehen kann ich nicht.“ Behalten Sie es für Ihre Mühe. Und wenn die Schuhe fertig sind, schicken Sie sie nach dem neuen Palais an die Kronprinzessin.“ — „An — die Kronprinzessin?! — Nach dem — neuen Palais?“

Ein neunfacher Mörder.

Die entsetzlichen Greuelthaten, die der neunfache Raub- und Lustmörder Max Dittrich nach seinen eigenen Angaben seit dem Jahre 1900 in ununterbrochener Reihe verübt hat, sollen keine Sühne finden. Die Geständnisse des Mörders bei seiner Verhaftung im April d. J. und im Verlaufe der Untersuchung haben in der ganzen Welt das größte Aufsehen hervorgerufen. Auch die Umstände bei der Verhaftung des Mörders waren ganz absonderliche. Im April d. J. wurden nämlich der Dresdner Pflegeranstalt ein Mann in völlig heruntergekommenem Zustande eingeliefert, dessen Papiere auf den Namen des Leberarbeiters Max Dittrich aus Dresden lauteten. Nach mehrwöchigem Aufenthalte in der hiesigen Anstalt wurde Dittrich am 9. April d. J. als Geisteskranker entlassen. Er verlebte aber schon nach wenigen Tagen in Berlin mehrere Einbruchsdiebstähle und wurde bei einem derselben festgenommen. In seiner Wohnung, die er bei seiner in Dresden wohnenden, verheirateten Schwester hatte, entdeckte nun die Kriminalpolizei mehrere Frauenkleidungsstücke, die sich hernach als Eigentum der am 17. Oktober 1905 im Walde zwischen Gohrisch und Königstein in der sächsischen Schweiz ermordeten Frau Opitz herausstellten. Dieser Fund war die Veranlassung zu dem Bekenntnisse des Verbrechens. Einem nach Berlin entsandten Kriminalbeamten gestand er nach längerem Zögern den Mord schließlich ein, worauf am folgenden Tage seine Ueberführung von Berlin nach Dresden erfolgte. Wenige Tage später gelang der Verbrecher noch acht weitere Mordtaten ein, die er teils in Österreich, teils in Sachsen und Preußen (bei Berlin) verübt haben wollte. In der Gefangenschaft spielte, Dittrich den wilden Mann. Dittrich ist auf seinen Geisteszustand eingehend untersucht worden und die ihn beobachtenden Aerzte sind tatsächlich zu dem Schluss gekommen, daß der Mörder geisteskrank ist. Infolge dieses ärztlichen Ergebnisses ist nun die Untersuchung gegen Dittrich eingestellt worden. Er wird in nächster Zeit zum dauernden Aufenthalt in der Zerkensanstalt des Zuchthaus zu Waldheim unterbracht werden.

Allerlei.

Prinzessin Viktoria Luise, die Kaiserstochter, wird als „wilde Hummel“ geliebt. Sie treibt mit ihrer Erzieherin allerlei lose Streiche und springt mit ihrem Hunde um die Wette. Häufig ermahnt die Kaiserin, die von ihrer Tochter „Mutti“ genannt wird, mit den Worten: „Aber Bissi!“

Weitere Verdeutschungen treten in der Marine in Kraft. Krankenstation ist durch Krankenabteilung zu ersetzen, Stationsaufseher durch Abteilungsleiter, Ordnen der Sanitätssoffizier durch Oberarzt, Militär der Sanitätssoffizier durch Hilfsarzt, Wachtmeister der Sanitätssoffizier durch Wachtmeister der Arzt.

Eine luxuriöse Bauernhochzeit wurde dieser Tage in dem Dorfe Verdinghausen bei Hoya gefeiert. Zu der Festlichkeit waren etwa 400 Familien geladen, alles in allem nahmen 1000 Personen an der Feier teil. Fünf riesige Zelten waren aufgeschlagen worden: in zweien wurde gespeist, in zweien getanzt und das fünfte war als Küche ausgeteilt. Zur Sättigung der Festteilnehmer mußten u. a. vier Schweine von je 3 Ztr. Gewicht, eine Kuh im Werte von 500 Mark, 300 Hühner, 100 Gänse, 100 Enten ihr Leben lassen. An Rompotts wurden an hundert Pfund verzehrt. Die Hochzeit dauerte drei Tage hindurch.

Die Zweikampfgegner treten am 7. Oktober in Hannover zusammen. Nach Vorträgen über den Zweikampf und die Ehre spricht der Stuttgarter Staatsanwalt Thelin über die Notwendigkeit des Anschlusses an die Vereinigung, damit sie ihre durch die Satzungen gestellten Aufträge erfüllen könne.

Eine Stiftung „Liebe zur Heimat“ hat der

oldenburgische Gefandte in Berlin v. Eiden aus Anlaß seiner silbernen Hochzeit auf seinem ostfriesischen Gute Sielhof errichtet. Sie besteht in einem größeren Stück Land, das von Schulkindern im Alter von 10 bis 14 Jahren bewirtschaftet werden soll und dessen Ernte die Kinder erhalten. Dieser Versuch ist anderswo schon früher gemacht worden und hat sich gut bewährt.

Der Bund Heimatschutz tagte soeben in München. Prof. Dr. Conweh-Danzig hielt einen Vortrag über den Schutz des natürlichen Landschaftsbildes.

Unschuldig zu lebenslänglichem Kerker verurteilt. Aus Wien schreibt man: Der dem Gerichtshof in Petrinia wurde das Wiederaufnahmeverfahren gegen den Grundbesitzer Adam Kuhla durchgeführt, der wegen angeblicher Ermordung seines Bruders zu lebenslänglichem Kerker verurteilt worden war und bereits 7 Jahre seiner Haft abgebußt hatte. Adam Kuhla war seinerzeit namentlich auf Grund der belastenden Aussagen seiner Tante Wajilia schuldig gesprochen worden. Sowohl seine Nichtigkeitsbeschwerde, als auch die wiederholten Revisionsgesuche blieben erfolglos. Erst, als im Jahre 1905 die Frau des Adam Kuhla ein abermaliges Revisionsgesuch insbesondere darauf stützte, daß die Tante Wajilia wiederholt Bekannten gegenüber sich darüber beklagt habe, seit durch ihre Aussagen der unschuldige Adam Kuhla verurteilt worden sei, verfolge sie das Unglück, wurde ein neuerliches Verfahren angeordnet, und auf Grund dieser neuerlichen Nachforschungen die Revision des Prozesses angeordnet. In dieser Verhandlung wurde nun Kuhla gänzlich freigesprochen.

Eine gefährliche Reise hat der italienische Dampfer „Nordamerika“ von der Veloce-Gesellschaft, der Neapel am 13. September auf der Reise nach New York verließ, hinter sich. Am sechsten Tage der Seefahrt brach auf dem Schiff, das 1333 Zwischendeckspassagiere und gegen 100 Kajütspassagiere an Bord hatte, Feuer durch Selbstentzündung in den Kohlenkammern aus. Sowie die Zischendeckspassagiere sahen, in welcher Gefahr sie sich befanden, bemächtigten sich ihrer eine wilde Panik. Sie drängten nach den Rettungsboten und versuchten sie in die See hinunterzulassen. Mit Revolvern in der Hand warfen sich der Kapitän und die Mannschaft den Wütenden entgegen, doch erst, als der erste Offizier die Schlauchleitung an die Kessel hatte anschließen lassen und einen armbiden Strahl tosenden Wassers in die tobende Masse entlanbte, gelang es, der Meuterei Herr zu werden. Dann konnte man an die Bekämpfung des Feuers gehen, das nach 24stündiger harter Arbeit gelöscht wurde. Mit einer Verspätung von zwei Tagen traf die „Nordamerika“ in New York ein. Eine italienische Frau starb infolge der Aufregung.

Des Babys Kampf ums Dasein. Wie stark die Lebenskraft und der Instinkt eines kleinen Kindes sein kann, beweist die Tat eines vierzehnmönatigen Babys, das sich fünf Tage hindurch ohne fremde Hilfe am Leben erhalten hat. Die Pflegemutter des Babys war von einem Herzschlage betroffen worden, und die Nachbarn öffneten erst nach fünf Tagen gewaltsam die Tür. Sie fanden die Frau tot und das Kindlein in einem jammervollen Zustande der Abmagerung, aber noch lebend. Der Zustand des Zimmers ließ erkennen, daß das Kind mit einer in so geringem Alter für kaum möglich gehaltenen Klugheit selbst nach Nahrung gesucht hatte. Seine Knie, Ellbogen und Hände waren wund, die Kleider schmutzig, denn es war, da es noch nicht allein gehen konnte, in allen Ecken herumgetrocknet. Aus dem unteren Fache des Schrankes, in dem die Milchflaschen aufbewahrt worden waren, waren Gläser und flache Schüsseln herausgezogen. Das Kind, das augenscheinlich schon beobachtet hatte, woher es seine Milch bekam, war dahingetrocknet, und da es nicht zu dem Fache hinaufreichte, auf einen Stuhl geklettert; es hatte hier etwas Nahrung gefunden und dann weiter gesucht. Das Tisch Tuch war heruntergezo-

gen, von den vom Tische herabgefallenen Dingen hatte das Kind etwas Butter genommen und weiche Krumen des Brotes, während die harten Krusten noch dalagen. Es war nach dem Kohlenkasten getrocknet und hatte hier einige Abfälle gefunden, hatte versucht, die Tapeten von den Wänden zu reißen, hatte sich sogar bemüht, am Fenster hinaufzuklettern und dabei einen Geraniumstod heruntergeworfen, von dessen Blättern es gegessen hatte! In der Küche hatte es ein undichtes Wasserfaß gefunden, die Wassertropfen vom Boden aufgeleckt. So hatte sich das Baby selbst das Leben gerettet.

Industrie, Handel und Verkehr.

Zugunsten der Hilfsfähigkeit für Südwestafrika spendete die Darmstädter Bank 3000 Mark, eine gleiche Summe die Deutsche Bank, S. Meißner und die Hamburg-Amerika-Gesellschaft. Mendelssohn u. Co. gaben 5000 Mk., die Firma Krupp 10 000 Mk. Die Summen kommen direkt dem Expeditionskorps zugute.

Die „Allgemeine Metallarbeiterzeitung“ des Anarchisten Wieselthal wurde bisher in der „Vorwärts“-Druckerei hergestellt. Jetzt hat infolge der Mannheimer Beschlüsse gegen die Anarchosozialisten diese Druckerei erklärt, daß eine weitere Drucklegung bei ihr nicht mehr stattfinden könne.

Bericht des Essener Fruchtmarktes vom 1. Oktbr. 1906. Weizen inländ. M. 17,50 bis M. 18,25. Weizen fremder M. 19,25 bis M. 20,50. Roggen inländ. M. 15,75 bis M. 16,50. Roggen fremder M. 17,50 bis M. 18,50. Hafer inländ. M. 13,75 bis M. 14,25. Hafer fremder M. 17,50 bis M. 18,50. Buchweizen M. 17,75 bis M. 18,25. Futtergerste M. 12,25 bis M. 13,00. Mais M. 13,75 bis M. 15,25. Weizenvorichuh M. 24,75 bis M. 25,50. Roggenvorichuh M. 22,50 bis M. 23,25. Weizenkleie M. 10,00 bis M. 10,50. Mühl int. Hag M. 10,00 bis M. 10,50. Alles per 100 Kilogramm frachtparität Essen ohne Sack bei Abnahme von Doppelabnahmen mit Ausnahme von Kleie, die mit Sack gehandelt wird.

Essener Viehmarkt vom 1. Oktober.

Amlicher Bericht der Notierungskommission. Auftrieb: 116 Ochsen, 555 Rühne und Kalben, 271 Bullen und Bauken, 2270 Schweine, 96 Schafe, 347 Kälber. Preise für 50 Agr. Schlachtgewicht. Ochsen: 1. Vollfleischige, ausgewästete Ochsen höchsten Schlachtwertes bis zu 7 Jahren 84 Mk. 2. Junge, fleischige, nicht ausgewästete, ältere ausgewästete Ochsen 80—82 Mk. 3. Mäßig genährte junge — ältere Ochsen 76—78 Mk. Kalben und Rühne: 1. Vollfleischige, ausgewästete Kalben höchsten Schlachtwertes 80—82 Mk. 2. Vollfleischige, ausgewästete Rühne höchsten Schlachtwertes bis zu 7 Jahren 76—78 Mk. 3. Ältere ausgewästete Rühne und wenig gut entwidelte jüngere Rühne und Kalben 70—74 Mk. 4. Mäßig genährte Rühne und Kalben 64—68 Mk. Bullen: 1. Vollfleischige, ausgewästete Bullen bis zu 5 Jahren 77 bis 78 Mk. 2. Vollfleischige jüngere Bullen 72—75 Mk. 3. Mäßig genährte jüngere und ältere Bullen 65—70 Mk. Schafe: 1. Mastlamm und jüngere Mastlamm 85 Mk. 2. Ältere Mastlamm 80—83 Mk. 3. Mäßig genährte Lamm und Schafe (Mersschafe) 75—78 Mk. Preise für 50 Agr. Lebendgewicht. Kälber: 1. Doppelender 76—78 Mk. 2. Feinste Mastkälber (Vollmilch-Mast) und beste Saugkälber 62—64 Mk. 3. Mittlere Mastkälber und gute Saugkälber 58—60 Mk. 4. Geringe Saugkälber und ältere, gering genährte Kälber (Fresser) 50—55 Mk. Schweine (mit 20 Proz. Tara): 1. Vollfleischige Schweine der feineren Rassen bei den Kreuzungen im Alter bis zu 1 1/2 Jahren 76 Mk. 2. Fleischige Schweine 74—75 Mk. 3. Gering entwidelte Schweine, sowie Sauen und Eber 68—72 Mk. Tendenz: Bismlich lebhaft.

Dinslaken, 1. Okt. Zum Zuchtviehmarkt am 1. d. Mts. waren insgesamt 1002 Stück Rindvieh und zwei Kälber aufgetrieben. Die Preise stellten sich wie folgt: 1. Rühne: 1. Qualität 525—629 Mk., einzelne höher; 2. Qual. 430—510 Mk., 3. Qual. 320—405 Mk.; tragende Rinder 300—450 Mk.; 2. Stiere 240—390 Mk. Geschäft schleppend, Ueberstand. Der nächste Zuchtviehmarkt findet am 15. Oktober statt.

„Wie bin ich Ihnen zu Dank verpflichtet, Sie sind so sanft, so gut; die anderen hatten mich verborben, sie glaubten mich mit Schimpfen und höhnischen Worten leiten zu können. Auch meine Mama hat Sie lieb, Fräulein Nora, wir alle haben Sie lieb, selbst Charles, der plötzlich so solide geworden ist, daß alle sich darüber wundern. Na, ich weiß schon, was er denkt, aber da soll er sich schneiden, erst soll er sich bessern und sich zeigen wie ein Mann; wenn er glaubt, mich als Sturmbold vorschleichen zu können, so kann er noch lange warten, bis es mir gefällt, für ihn die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Und nun sind Sie wieder heiter, Fräulein, und denken nicht daran, uns je zu verlassen,“ schloß Heddy, Noras Wangen streichelnd.

Nora hörte nur mit halbem Ohr auf Heddys Geplauder, ihre Gedanken beschäftigten sich ausschließlich mit dem Geliebten, dessen Bild ihr die kleine Ahnungslose soeben wieder vor die Seele gezaubert. Aus dem schlanken, fröhlichen Jüngling war also ein stattlicher ernster Mann geworden, den das Leben gestählt und dem es Mut und Kühnheit verliehen hatte.

„Meine liebe Heddy,“ sagte Nora nach einer Weile. „Sie würden mir einen großen Gefallen erweisen, wenn Sie mich jetzt allein lassen wollten. Bis zur deutschen Stunde sind noch dreißig Minuten, ich möchte gern diese Zeit zum Schreiben eines Briefes an meine Eltern verwenden. Sind Sie so gut?“

„O gewiß, liebes Fräulein, ich gehe sofort. Darf ich Mama das Bild zeigen?“

„Gern.“

„Danke schön, Adieu. Grüßen Sie, bitte, die lieben Ihrigen von mir.“ Freundlich nickend tanzelte die Kleine hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Banknoten strotzendes Portefeuille in die Hand. „Nehmen Sie, Herr Kapitän, Sie haben es verdient,“ bat der reiche Herr. Aber da kam er bei dem Rechten! Die Hand mit dem Portefeuille unwillig zurückziehend, warf der Kapitän dem reichen Nabob einen Blick zu — einen Blick, Fräulein, sage ich Ihnen, den ich auch nie vergessen werde. Ich hätte es nicht geglaubt, daß sein herrliches, sanftes Auge so viel Zorn und Verachtung hätte schleudern können. Er sagte kein Wort, als er dem reichen Mann stolz den Rücken drehte, aber das war auch nicht nötig — der Blick sagte genug. Sehen Sie, das wollte ich Ihnen erzählen und es würde Sie interessieren, so dachte ich, weil dieser seltene Mann ja ein Landsmann von Ihnen ist.“

In der Tat, der letzte Teil Ihrer Erzählung hat mich sehr interessiert, Mißes, da werden wir heute Abend gewiß auch den Namen dieses waderen Kapitäns aus der Zeitung erfahren.“

Heddy war während des Erzählers näher an Nora herangetreten und hatte die Photographie auf dem Schreibtische erblickt, welche sie sichtlich zu fesseln schien. „Den Namen des stolzen Kapitäns können Sie schon jetzt lesen, ich habe nicht eher geruht, bis ich ihn von einem Matrosen erfahren,“ bemerkte Heddy. „Hier steht er drin“, damit überreichte sie Nora ihr Notizbuch, und da letztere gleichzeitig Heddys neugierigen Blick nach der Photographie aufging, so übergab sie ihr dieselbe mit den Worten: „Meine lieben Eltern und Geschwister, ich habe das Bild soeben erhalten.“

Während Heddy sich dankend an den Tisch setzte und aufmerksam die Photographie betrachtete, blätterte Nora mit ziemlich gleichgültiger Miene in dem kleinen mit roter Seide überzogenen Notizbuch einige Seiten um. Da plötzlich zitterte ihre Hand heftig und gleichzeitig überzog eine Purpurrote ihr Antlitz. Sie mußte sich an dem Sopha festhalten und den Freudenstrei, der sich ihrem Munde

entwinden wollte, gewaltsam zurückdrängen. Da stand der Name des geliebten Mannes, den alle für verschollen hielten. „Fritz Bormann, Kapitän der Kalifornia“, so hatte Heddy ahnungslos in das Buch eingetragen. Sie hätte den Namen küssen, das kleine Buch an ihr Herz drücken mögen, aber sie mußte sich beherrschen, denn die lebhaft Heddy drehte sich plötzlich nach ihr um und schien ihre Züge mit denen der ihrigen auf dem Bilde zu vergleichen.

„Ein liebes Bild das, Fräulein, und alle sind Ihnen so sprechend ähnlich; der ernste Vater, die stattliche Mutter, in deren Haltung und Mienen sich Würde und Mutterstolz ausprägen, ach, und die lieben Schwestern, gewiß sind beide blond und ebenso schlank als Sie, Fräulein? Und zuletzt die drei prächtigen Brüder — nein, was die für ernste Gesichter machen. Sind die Menschen in Deutschland alle so ernst, Fräulein?“

Nora, welche aus tiefem Sinnen aufsprang, antwortete zerstreut: „Nein, nur der Grundzug der Niedersachen ist ein ernster, am Rhein und in Süddeutschland herrscht das sanguinische Temperament vor; das Heimweh tritt wohl bei keinem Volksstamme so stark auf wie bei den Niedersachsen, trotzdem sind diese bei dem bei ihnen anzutreffenden starken Wandertriebe über die ganze Erde verbreitet.“

„Da begreife ich es, daß Sie in den ersten Wochen so traurig-heimlich am Strande standen und stundenlang übers Meer schauten. Wie mögen Sie sich nach der Heimat sehnen; ich glaube, ich könnte auch, wenn ich solche liebe Geschwister hätte verlassen müssen. — O, was bin ich dumm, da schwache ich ins Blaue hinein, ohne zu bedenken, daß jedes Wort Sie tief traurig stimmen muß,“ unterbrach sich Heddy plötzlich, als sie sah, daß ein dicker Trärentropfen auf Noras Hand niederfiel. Schnell flog sie zu der Schluchzenden und umschlang deren Hals.

„Mein gutes, liebes Fräulein, ich wollte Ihnen gewiß nicht wehe tun.“ bat Heddy und küßte Noras Wangen.

„Was beschließen Sie zu tun?“

etwas darauf ein und freute sich nicht wenig, als der Zwor vor verschwand, ihm ein Zimmer in seinem Hause zu bewilligen.

Stiefel und Strümpfe ausposa, lie in die Hand nahm und in den Fuß hineinsteckte. Das Gewässer war an seiner Stelle breiter, auch

Wust nicht mit der allmählichen Vertiefung des Flusses gerechnet. Er watete hinein, und der Umflut, daß das Wasser seine Stelle umspülte, fühlte seinen Zorn nur noch mehr an. Schließlich überquerte er nicht mehr den Fluß

MAGGI'S
10 Pfg. =
Flaschchen

bieten auch der be-
scheidendsten Börse Ge-
legenheit einen Ver-
such mit

MAGGI'S
altbewährter Würze
zu machen.

MAGGI'S
10 Pfg. =
Flaschchen

**Holzbrand- u.
Kerbschnitt-
Artikel.**

Spezialgeschäft
R. Hartung, Witten,
Bismarckstr. 3.

Hausmittel
mit Druck vertrieben radikal Rad-
machers Goldgehalt. Patentamt.
gesch. No. 76196. Geruch- u. farblos.
Reinigt d. Kopfhaut von Schuppen,
befördert den Haarwuchs, verhilft
Zuzug von Parasiten. Wichtig für
Schulkinde. Flasche 50 Pfg.

In Sattungen: Alex Pfarre,
Drog., O. Sless, Zentral-Drog.,
A. Schumacher Wwe., Drog.,
Otto Wempe, Drog.; in Dahl-
hausen: O. Haune, Gluckauf-
Drog.; in Linden: Jul. Hill,
Drog., E. Weber, Drog.

Erstkl. Unternehmen
sucht an allen Orten des Krei-
ses Sattungen ruhige

Vertreter.
Serren von tadellosem Ruf,
welche sich einen Lohn und ein
Nebenverdienst erwerben wol-
len, belieben Offerten einzu-
reichen unter H. W. 1626 an
G. Geerkens, Annoncen-Exp.
Sagen i. B.

TRUNKSUCHT
Beseitigung radikal und
gefahrlos (mit Garantie)
mit und ohne Wissen des
Trinkers. Anweisung mit
vielen amtlich beglaubigt.
Attesten gegen 50 Pfg. in
Briefmarken. Porto 20 Pfg.
Gesellschaft Sanitas,
Binningen, Schweiz.

Zurückgekehrt!
Dr. Trostorf
Spez.-Arzt für Haut- und Ge-
schlechtskrankheiten.
Bochum, Augustastraße 5 I.

Schmiede. Stellmacherei.
Heinr. Grillmeier, Bochum,
Wagenbau-Anstalt mit Kraftbetrieb.
Hernerstr. 77, gegenüber der elektrischen Centrale.
Fernsprecher 1242.

**Anfertigung von Luxus-, Geschäfts-
u. Reklame-Wagen**
modernster Bauart nach Zeich-
nung in tadelloser Ausführung.
Reparaturen u. Renovationen
schnell und gut bei billigerster
Berechnung.
Erfahrungsspezialist für Autos,
sowie neue Räder jeder Dimen-
sion stets auf Lager.

Laternen in jeder Preislage. Wagenheber und Achsenöl.
Große Auswahl in neuen u. gebrauchten Wagen.
Lackiererei. Sattlerei.

Umsonst und portofrei
ohne Kaufmann, versende an jeden unteren neuesten
Pracht-Katalog ca. 4000 Gegenstände enthaltend,
über Solinger Stahlwaren, Haus- u. Küchengeräte,
Gold-, Silber- u. Zinnwaren, Uhren, Pfeifen,
Kunstwerke, Kinderpielwaren etc. etc.

Küchenwaage,
feinste Ausführung,
neuer Mechanismus,
prima Ware
nur Mk. 2.60
Porto extra. Versand unter Nachnahme oder Vorauszahlung des Betrages.
Garantie-Schein, Umtausch der Waren oder Geld zurück.

Rasiermesser,
(mit Glüh)
No. 50 höhl. Mk. 1.50
No. 56 sehr höhl. 1.70
No. 61 extra höhl. 2.80

**Vexir-
Portmonat
Katz u. Maus**
sehr dauerhaft
prima Leder.

Haarschneidemaschine
No. 1213. Stück Mk. 3.50.
Stahlwarenfabrik u. Versandhaus I. Rang
Wald 10. 3. 9 bei Solingen.

Marcus & Hammesfahr,

**Preussische Zentral-Bodenkredit-Vereinsgesellschaft
zu Berlin.**

Für obige Gesellschaft vermittele ich
**erststellige hypothekarische Amortisations-
darlehne sowie auch Kommunalanleihen**
zu zeitgemäßen Bedingungen. Provision ist an mich **nicht**
zu zahlen.

Ferd. Klostermann, Bankgeschäft.

**Wasche mit
Henkel's
Bleich-Soda**
überall zu haben.

Nach längerer spezialistischer Ausbildung in Hamburg
und Berlin als Assistent der Herren Dr. Max Joseph und
Dr. Arthur Lewin in Berlin habe ich mich als
Spezialarzt für Haut- u. Harnkrankheiten
in Dortmund, Betenstraße 7 I.
niedergelassen und ein ärztliches Licht-Heil-Institut für
Röntgen-, Uviol- u. Eisenlichtbehandlung eingerichtet.
Sprechstunden: 10-1 Uhr vorm. Telephon: 1877.
3-6 Uhr nachm.
Montag, Mittwoch, Freitag Sonntags:
auch 7-8 Uhr nachmittags. 10-12 Uhr vorm.

Dr. Jos. Kraus.

Engel-Geläute
Stern von Bethlehem
Ges. gesch. No. 117 nur Mk. 1.10

Es ist ein Gott in der Höhe
Friede auf Erden
und den Menschen die Wohlgefallen

Tausende Raucher empfehlen
meinen garantiert
ungeschwefelten,
deshalb sehr be-
kannlichen und
gesunden Tabak.

Tabakspfeife
umsonst zu 9 Pfd. mein
berühmtes Fürstentabak
für 4,25 franko. 9 Pfd.
Pastorentabak u. Pfeife
kosten zus. 5 Mk. fr. 9
Pfd. Jagd-Canaster mit
Pfeife Mk. 6.50 fr. 9 Pfd.
holl. Canaster u. Pfeife
Mk. 7.50 fr. 9 Pfd.

Frankfurter Canaster mit Pfeife
kosten franko 10 Mk., gegen Nach-
nahme, bitte angeben, ob nebenst.
Gesundheitspfeife oder eine reich-
gesch. Holzpfeife oder eine lg.
Pfeife erw.

E. Köller, Bruchsal (Baden).
Fabrik. Weltruf.

**Herr Kreisschulinspekt.
Lichthorn schreibt:** Mit dem
von Ihnen wiederholt be-
zogenen, staunenswerth preis-
werten und doch sehr angenehm
und mild schmeckenden Rauch-
tabak bin ich so zufrieden,
dass ich Ihre Firma und Ihre
durchaus reelle Bedienung im-
mer wieder weiter empfehlen
werde, wie ich es bereits öfters
sehr gerne getan habe.

**Grosse
Jubiläums-Lotterie
Ziehung 6. Oktober
Bar GELD**

sofort für sämtl. Gew. mit
90 %

**3918 Gew. Gesamtwert
M. 80000**

1. Haupt- Gew. M. 20000
2. Haupt- Gew. M. 10000
3. Haupt- Gew. M. 5000
3915 Gew. M. 45000
zus.

Rose à 1 M. 11 Loth
10 Mk. Porto u. Liste 30 Pfg.
extra, empfiehlt das Ge-
neral-Debit

J. Stürmer, Straßburg i. E.
Langstr. 107.

**Geld-Darlehen gegen Sicher-
heiten, als Verpfändung
d. Hausstandes, Wechsel, Schuld-
schein, Bürgschaft, in Raten
rückzahlbar, befreit H. Wort-
mann, Linden, Neustr. 3.**

Fort mit den Glas-Christbaum-Spitzen!
Nur 97 Pfg. kostet meine herrliche Christbaum-
spitze „Engelfreud“ N. 118
ff. vernickelt, ewig haltbar, m. 6 schwebenden Engel, 3 Ker-
zenhalter und 3 abgestimmten Glöden.

Sobald Sie die 3 Kerzen anzünden, dreht sich das Flügel-
rad u. es ertönt ein harmonisch Geläute, welches die Zeit-
stimmung so recht verherrlicht. No. 119 genau dasselbe Ge-
lächel, in nur etwas geringer Ausführung per Stück nur 80 Pfg.
Weihnachtskerzen per Schachtel (30 Stück) nur 50 Pfg.

No. 117 Engelgeläute mit dem Stern von Bethlehem genau
wie Zeichnung in hochfeiner veredelter Ausführung per Stück
nur Mk. 1.10. — Porto für jede Sendung 30 Pfg. extra. —
Von Mk. 15. — an franko und noch ein Gelächel gratis!
Bestellen Sie sofort per Postanweisung, Briefmarken nehmen
auch in Zahlung. — Sofort Geld retour, wenn nicht gefällt. —
Wer mein Gelächel gesehen hat, ist Käufer.

Glasgugeln per Carton 12 Stück von 23 Pfg. an.
Neuester Hauptkatalog über Weihnachtsgeheimnisse,
Stahlwaren, Gold-, Silber-
und Lederwaren, Waffen, Haushaltsgeräte etc. umsonst
und franko.

Emil Jansen, Versandhaus „Vollstuf“ Wald b. Solingen No. 779.

500 Mark werden verschenkt!

25 Reichskassen-
scheine à 20 Mk.
hat der Verlag re-
serviert. Jeder, der
auf beiliegendem
Bilde den Besitzer
sucht und ihn mit
Blaustift übermalt,
erhält Mark
20 geschenkt.
Um das beliebte Un-
terhaltungsalbum
weiter zu vertheilen
ist Bedingung, dass
jeder Einsender die
angefügte Bestellung an das Verlagshaus Paul Claus, Berlin-Lichtenrade
einsendet. Die Vertheilung der Reichskassenscheine erfolgt sofort nach Ein-
gang von 25 richtigen Lösungen.
Unterzeichneter bestellt hiermit das Unterhaltungsalbum für Mk. 1,20
durch Nachnahme. (Anbei in Marken.)

Name: _____ Wohnort: _____ Strasse: _____

HARMO-

niums in grösster Auswahl,
die weltbekannten, amerika-
nischen Qualitäts-Instrumente
von Mason & Hamlin und
Estey empfiehlt als Allein-
vertreter, deutsche Harmoni-
ums mit Druck- und Sang-
system, Pedalharmoniums,
auch zur Miete und gegen
Raten

Rud. IBACH Sohn
Kais. u. Königl.
Hof-Flügel- und Pianino-
Fabrikant.

Alleinvertreter d. Klavier-
spielapparate Pianola u. Aerola
Barmen,
der seit 1906 am Schwebe-
bahnhof Rathenauerbrücke
Barmen, Eingang Gemark-
ufer, ein Spezial-Musteralager
von über 100 Harmoniums
unterhält und Kaufleuten
die grössten Vorteile bietet,
weil er unbedingt Gewähr
leistet, genau wie für seine
eigenen Fabrikate, so auch
für die von ihm vertriebenen
Harmo-

NIUMS.

**Geld Darlehen zu 5 % auch
auf Möbel gibt Kleusch,
Berlin, Schönhauser Allee 128.
Rückporto.**

**Ich bin von der Heise zurück
Dr. Leick,
Witten.**

**Wasche mit
LUHNS
wäscht am besten**

Ein Bauernhof
von ca. 110 Morgen Acker,
Weiden, Wiesen etc. ist per 1.
Mai 1907
zu verpachten.
Wo, sagt die Geschäftsstelle
dieser Zeitung.

**Rheumatismus- u.
Asthma-Kranke**
erhalten unentgeltlich und
gerne aus Dankbarkeit
Auskunft, wie mir, von
ob. Leidenden geholfen wurde.

**Ernst Seemann, Werlmstr.
Zwickau Sa. Nr. 82,
a. u. Schöneberger Str. 19.**

**Tüchtige
Schneidergesellen**
sucht **Wilhelm Pork,**
Dahlhausen a. d. Ruhr.

Die grosse Mode in dieser Saison ist Sammet.

**Sammet - Paletots
Sammet - Jacketts
Sammet - Bobros**

**Sammet - Jackenkleider
Sammet - Bobrokleider
Sammet - Tailenkleider**

Für Kinder: Sammet-Kleider in allen Grössen.
Sammet - Jacken
Sammet - Anzüge
Sammet - Mützen

Neue Farben: — Weinrot — Corint — Mause.

Unsere Auswahl in diesen neuesten Artikeln ist unerreicht gross und vielseitig.

H. & L. Freudenberg, Essen, Limbeckerstr. 20. 22. 24. 26. u. 28.

**Sammet am Stück
in allen Farben
u. vielen Qualitäten**

Die Preise billigst.